

1. Jahrgang. • Heft 8. • November 1902.

Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint
monatlich einmal (zu Anfang jeden Monats).
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3,—.
Einzelne Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.-S., entgegen.
Postzeitungsliste Nr. 5696 e.

Zur ältesten Geschichte der Eisenindustrie in Oberschlesien.

Von

Dr. E. Zivier, Breslau.

I.

Wie man scherzweise den Verbrauch von Seife als Gradmesser für Kultur und Sitte hingestellt hat, so hat man allen Ernstes die ganze Geschichte der Menschheit, die Urgeschichte inbegriffen, nach dem zur Waffe und zu Gerätschaften verwendeten Material bekanntlich in drei große Epochen geteilt, in die Steinzeit, die Bronzezeit und die Eisenperiode. Möglich, daß die Archäologen der Zukunft, mit Rücksicht auf den Umschwung, den die Verwendung der Steinkohle, seit ihrem Auffinden und ihrer Verbreitung in der Volkswirtschaft und im gesamten Leben der Völker hervorgebracht hat, mit dem Ende des 18. Jahrhunderts ein carbonisches Zeitalter, eine Steinkohlenperiode ansetzen werden. Vorläufig leben wir jedoch, so lange von einer Steinkohlenzeit noch nicht gesprochen wird, im Zeitalter des Eisens, und unser Oberschlesien thut in hohem Maße das seine dazu, um unser Zeit den Stempel der Eisenperiode mit aufzudrücken. Das hundertjährige Betriebsjubiläum der Königs- und Laurahütte hat vor kurzem wieder Gelegenheit gegeben, den Interessenten die Bedeutung Oberschlesiens auf dem Gebiete der Eisenindustrie vor Augen zu führen. Man kann wohl sagen, daß ein

einziges größeres modernes Eisenwerk Oberschlesiens in demselben Zeitraum mehr Eisenprodukte liefert, als vor einigen hundert Jahren sämtliche Anlagen Europas zusammen. Um so interessanter ist es, den Anfängen dieser Industrie nachzugehen und zu sehen, von welcher minimalen Anfängen diese riesenhafte Entwicklung ihren Ausgang genommen hat.

Die in Oberschlesien gemachten Ausgrabungen und zu Tage geförderten prähistorischen Funde beweisen in hinreichendem Maße, daß unser Landstrich, gleich allen anderen Gegenden, eine Stein- und Bronzeperiode durchgemacht und wohl erst seit seiner Aufnahme in die Weltgeschichte oder erst kurz vorher in die Eisenperiode eingetreten ist. Wenn wir uns jedoch nach historischen Daten, an die wir die Einführung der Eisenindustrie knüpfen könnten, umsehen, so lassen uns die für die ältere Zeit vorhandenen Aufzeichnungen vollständig im Stich. Während für Steiermark und Kärnten die Spuren des Eisenbergbaues sich etwa bis ins 8. Jahrhundert, für Böhmen bis in das 9. mit einer gewissen Sicherheit zurückverfolgen lassen, sind wir für Schlesien hinsichtlich der ältesten Zeit nur auf Vermutungen, nicht ganz glaubwürdige oder ungenaue Angaben angewiesen und besitzen bestimmte urkundliche Nachrichten erst aus dem 14. Jahrhundert. Zwar erzählt uns der Chronist Dlugosz schon sub anno 1025, daß Boleslaus Chrobry, der damals auch Schlesien beherrschte, den Kirchen „die Einkünfte aus beweglichen und unbeweglichen Dingen, gegenwärtigen und künftigen Erdtragnissen, als da sind Eisen, Blei, Salz, Silber ausnahmslos, mit Ausnahme jedoch von Gold“ überließ, auch bestätigte Papst Innocenz II. dem Erzbischof von Gnesen, zu dessen Archiepiskopat damals auch das Bistum Breslau gehörte, seine Besitzungen und Einkünfte auch unter Hervorhebung des Zehnten vom Eisen; aber wir wissen nicht, wie weit wir diese Nachrichten auch auf Schlesien ausdehnen dürfen und ob die Einkünfte aus dem Eisen zu den damals wirklich schon vorhandenen oder zu den noch erhofften und nur der Vollständigkeit halber aufgezählten gehört haben. Der Zweifel ist um so berechtigter, als die Urkunde des Papstes¹⁾ das wirklich vorhandene Silberbergwerk in Chorzow bei Beuthen in Oberschlesien auch ausdrücklich erwähnt. Inwieweit die Angabe, daß der Bergmeister Laurentius Angel der Begründer des auf Magneteisenstein bei Schmiedeberg in Schlesien gerichteten Bergbaues sei, zutreffend und ob die hierfür angegebene Jahreszahl 1148 richtig ist, wird sich nicht mehr feststellen lassen,²⁾ wiewohl der Name der Stadt und einige spätere urkundliche Notizen diese Angabe nicht unwahrscheinlich machen. Ein Mons ferreus d. h. Eisenberg bei „Reyngirs-

¹⁾ Das Original befindet sich im Kapitelsarchiv zu Gnesen und ist schon oft abgedruckt worden, zuletzt im Codex dipl. Majoris Poloniae I, S. 10 ff.

²⁾ Vergl. Steinbeck, Geschichte des schlesischen Bergbaues 1857, B. II, S. 33.

dorf", unter welchem man Röversdorf bei Schönau vermutet, den Wutte¹⁾ hingegen auf Schmiedeberg beziehen will, wird in einem Einnahmeverzeichnis des Bistum Breslau aus den Jahren 1305—1313 erwähnt. Im 14. Jahrhundert finden wir aber schon ganz bestimmte urkundliche Nachrichten über Eisenindustrie in Schlesien. Die älteste bis jetzt bekannt gewordene Urkunde hierüber wird wohl die vom 22. März 1328 sein, laut der Bischof Tanker von Breslau kund thut, daß er, in der Absicht, den Nutzen seiner Kirche und das Wohl seiner Stadtgemeinde Freiwaldau (Vrienwalde), welches durch Angriffe von Räubern verödet worden, zu fördern, dem Vogt Ludher in Freiwaldau die Freiheit gegeben habe, daselbst ein Schmiedewerk oder einen Ofen zur Herstellung von Eisen zu errichten (*fabricam sive malleum pro fabricando ferro*).²⁾ Dieses Schmiedewerk blühte auch noch in späterer Zeit, was daraus folgt, daß 1374 Bischof Preczlaus dem Peter von Ledelow den Zehnten vom Eisenbergwerk (*urburariam ferri montanorum*) in seiner Stadt und Festung Freiwaldau überweist, wie auch daß 1481, also über 150 Jahre nach der Begründung des genannten Schmiedewerks, Bischof Rudolf von Breslau das durch Lehnsverlegung an ihn zurückgefallene Freiwaldau wiederum an Baltasar Moczelnitz, mit der ausdrücklichen Erwähnung der Hammerwerke verleiht.³⁾ Auch im Hirschberger Weichbild wurde im 14. Jahrhundert Eisenstein gefunden und verarbeitet. Am 6. Oktober 1355 bekennen Volko, Herzog in Schlesien, Herr von Fürstenberg und zu Schweidnitz, und Agnes, Herzogin in Schlesien und Frau zu Schweidnitz, daß sie aus fürstlichen Gnaden ihre Stadt Hirschberg und das ringsum liegende Weichbild, der Stadt zu Nutz und zu Gedeih dermaßen begnaden, daß niemand den Eisenstein aus dem Lande führen soll und man dies auch niemandem gestatte, daß man ihn aus dem Lande, dem Gebiete und Weichbilde in ein ander Land oder Weichbild führe, sondern daß das Eisenwerk und das Schmiedewerk ewiglich zu Hirschberg gehöre und in seinem Gebiete und Weichbilde verbleibe.⁴⁾ Endlich wird auch im 14. Jahrhundert der Eisenberg bei Beuthen in Oberschlesien und seine Erträgnisse urkundlich genannt. Am 26. Januar 1369 teilen Premislaw, Herzog von Teschen, und sein Schwager Konrad, Herzog von Öls, Land und Stadt Beuthen unter einander. Unter anderem wird in der betreffenden Urkunde bestimmt: „Auch soll unser Schwager all das Bergwerk, es sei an Gold, an Silber, an Blei, an Kupfer, an Zinn oder an Eisen und alle die Nutz in den Grenzen der ehgenannten zweier Dörfer (Polnisch - Piekar

1) Cod. dipl. Silesiae B. XX, S. 12.

2) Meißner Lagerbuch A. fol. 40 im Breslauer Stadtarchiv.

3) S. Zivier, Geschichte des Bergregals in Schlesien S. 281 und 295.

4) Cod. dipl. Silesiae XX, S. 147.

und Bobrownif), die itzunt sein oder noch werden mögen, gleich halb haben, und was auch von dem Eisenberg Nutz gefällt, es sei an Golde, an Silber, an Kupfer, an Zinn oder an Eisen oder was Genießes davon gefällt, nichts ausgenommen, das soll unser Schwager gleich halb haben.“

Die Gewinnung und Bearbeitung des Eisens um diese Zeit, wie auch noch ziemlich lange nachher, war in Schlesien etwa folgende. Das Eisenerz — und zwar verwendete man meist möglichst reine Erze — wurde in einem Luppenfeuer, einem dem Frischofen ähnlichen, jedoch etwas geräumigeren Herde von etwa drei Fuß Länge und Breite und zwei Fuß Tiefe schichtweise mit Holzkohle aufgeschüttet; durch ein Holz- oder Ledergebläse, das später durch Wasserkünste in Bewegung gesetzt wurde, wurde von der Seite her die Luft eingeblasen. Die Arbeit des Schmelzens dauerte fünf bis sechs Stunden, wobei immerfort Erz und Kohle zugeschüttet wurden. Dann wurde die oben liegende Schlacke fortgeschafft, die unten sich ablagernde unreine Eisenmasse, Stück oder Wolf genannt, daher auch Stück- und Wolfsöfen, herausgeholt und von den Arbeitern unter den Hammer getragen, wo sie in größere Stücke zusammengehauen wurde. Diese Stücke wurden dann in kleinere Teile zerschnitten und im Frischfeuer einzeln umgeschmolzen. So bestand die damalige Eisenhütte aus dem Luppenfeuer, dem Frischfeuer und den Hämmern oder dem Pochwerk und wurde im ganzen das Schmiedewerk, der Hammer, lateinisch ferrificium, fabrica ferri u. s. w. genannt.

Auf der Lübenauer Heide, da wo die Klodnitz seit jeher die Grenze zwischen dem alten Ratiborer Herzogtum und dem Herzogtum Beuthen, zwischen dem heutigen Pleßer und Beuthener Kreise bildet, entstand nach Ausrodung des Urwaldes am Ausgang des 14. Jahrhunderts eins der ältesten schlesischen Eisenwerke, dem es beschieden war Jahrhunderte lang zu bestehen und mit dessen Schicksalen wir uns nun eingehender befassen wollen.

Es geschah im Jahre 1394 am Tage Philippi und Jakobi d. h. am 1. Mai, daß Johannes und Nicolaus, Gebrüder, Herzöge von Troppau und Ratibor, dem Hammerschmied, Meister Heinrich, eine viertel Quadratmeile Landes in der Nähe von Smilowitz im heutigen Fürstentum Pleß zur Anlegung eines Schmiedewerks, zur Gründung eines Dorfes 2c. überließen und ihm darüber eine Urkunde ausstellten, die nicht nur mit Rücksicht auf die durch dieselbe privilegierte Industrieanlage, sondern auch als Beispiel für die Art, wie Oberschlesien in älterer Zeit besiedelt wurde, auf allgemeines Interesse Anspruch erhebt und im ganzen Wortlaut hier folgen möge:

„Wir Johannes und Niclas von Gottes Gnaden, Gebrüder, Herzöge zu Troppau und zu Ratibor, bekennen und thun kund öffentlich in diesem Brief allen den, die ihn sehen, hören oder lesen, daß wir durch Nutz, Notdurst und Besserung willen unseres Landes mit wohlbedachtem

Mute haben gegeben und geben mit Kraft des Briefs Meistern Heinrich, ihm und allen seinen Erben und ehlichen Nachkommelingen eine halb Meile Wald breit und lang, an der Klodnitz gelegen, nahe bei Smilowitz uf unserer Haide zu Lybnaw, daselbst in derselben halben Meile ein Schmiedewerk auszusetzen, von neuens stiften und machen, ein festen Hof ihm und allen seinen Erben zu bauen und zu machen, ein Vorwerk auszusetzen und Kretscham, Mühlen, beide Mehlmühlen, Brettmühlen und Schleifmühlen als viel als er da werden mögen und, so zu langen Tagen der Wald abginge, so mag er ein Dorf da ansetzen zu deutschem Rechte und den Leuten, die da bauen und sitzen wollen, Freiheit geben als lange als ihn dünket, daß sie ihm und seinen Erben Zins davon geben mögen. So soll uns der Schulz aus demselben Dorfe, ob es immer ausgesetzt wurde, dienen mit einer Armbrust auf einem Pferde von zweien Schocken. Sonderlich geben wir ihm uf demselben Schmiedewerke eine Kirche zu setzen und zu machen und einen frommen Priester zu halten, der seinen Leuten und Gesinde darinnen mit den Sakramenten berichte und Recht thu und sonst niemand anders. Auch geben wir ihm alle Jagd, Wildjagd und Vogeljagd, groß und kleine in der ehgenannten halben Meile. Sonderlich geben wir ihm da zu machen und zu halten Brotbänke, fleischbänke, Schuhbänke und allerlei Handwerk zu haben, ihm zu Nutzen und allen seinen Erben. Auch geben wir ihm in denselben Gränzen Bienen zu haben in Bauten und in Stöcken bei ihm oder im Walde, wo er da will und mag gehalten. Auch geben wir ihm in derselben halben Meile Teiche zu machen, als viel als er mag, ihm zu Nutzen und seinen Erben zu machen und zu wenden, alle Fischerei, wie ihn das gut dünket. Sonderlich soll er haben Büsche, Welde, Wiesen, Weiden, Wasser und Wasserflüsse, die in derselben halben Meile alle sind gelegen, die und alle andern Nutzen, Zinse oder Gulde, die er da gemachen mag oder die da immer mögen werden, geben wir ihm und allen seinen ehelichen Nachkommelingen mit aller Herrschaft und mit allen unsern fürstlichen Rechten, ihm und allen seinen Erben und ehlichen Nachkommelingen, zu haben, zu halten, ewiglich und erblich, zu besitzen, zu verkaufen, zu versetzen, zu verwechseln, zu vergeben, und in seinen und seiner Nachkommlinge Nutz, als ihm das allerbequemlichste ist zu befehlen. Auch geben wir ihm ganze Macht seine Leute und Gesinde zu urteilen und zu richten, als das gewöhnlich ist auf anderen Hämmern. Wär aber Sache, daß mit ihm jemand zu schaffen hätte von Rechts wegen um keinerlei (irgend einerlei?) Sache, der soll ihn mit Ladunge vor uns bringen, so sollen wir zu einem Recht helfen. Auch wollen wir nämlich, ob vormals (ir) keine Briefe über dasselbe Schmiedewerk von uns wären gegeben, die widerrufen wir und wollen, daß sie fürbaß nu und ewiglich keine Macht, Bund

noch Kraft haben sollen. Auch geben wir ihm Macht zu pfänden, ob ihm jemand auf dem Seinen schade, als das auch gewöhnlich ist Pfand zu nehmen nach gleichem Schaden. So soll uns und allen unsern Erben der oben genannte Meister Heinrich und alle seine Nachkommlinge alle Jahr jährlich von demselben Schmiedewerk geben und gelden 8 Mark pragischer Groschen und polnischer Zähl, zu einem rechten ewigen Zins, also doch, daß er auf jede Quatember zu zwei Mark gebe und bezahle; und denselben Zins geloben wir ihm und seinen Erben nu und ewiglich nimmer zu mehrn noch zu höhen. Mit Urkund des Briefes und zu einer rechten Bestätigung haben wir ehengenannte Fürsten unsere Insiegeln an diesen Brief gehangen, der geben ist zu Ratibor nach Gottes Geburt dreizehnhundert Jahr und darnach in dem vierten und neunzigsten Jahre, an St. Philippi und Jacobi Tage. Des sind Gezeuge unsere lieben Getreuen: Wanko unser Hauptmann, Wernko Scheliga Hoberg von der Rotenwiesen, Dirscho von Wernersdorf, Urban von Orzesche, Otto von S . . u, Tzeß Raschitz, Georgius unser Schreiber und andere viel . . . Leute.“¹⁾

Das auf der Lübenauer Haide errichtete Schmiedewerk, das später den Namen der Eisenhammer, auch der alte deutsche Hammer und dann Althammer führte, welch letzteren Namen das dort entstandene Dorf beibehielt, hat beinahe fünfhundert Jahre seit der Begründung, über welche uns die eben angeführte Urkunde berichtet, floriert und ist zeitweise in unmittelbarem Besitz des Standesherrn von Pleß, zu Zeiten in Händen von Unterthanen, die an die Herrschaft einen Zins zahlten, gewesen. Leider erfahren wir nichts näheres über die Art, wie Meister Heinrich das Schmiedewerk angelegt, wie viel Arbeiter er auf demselben beschäftigt und mit welchem Erfolg er gearbeitet hat. Auch wissen wir nicht, woher das Eisenerz hergeholt wurde. Möglich, aber nicht wahrscheinlich ist es, daß in der ersten Zeit Rasenerze auf dem dem Hammer zugetheilten Gebiete in ausreichender Menge vorhanden waren, um den Betrieb auf dem Schmiedewerk aufrecht zu erhalten; vermutlich aber wurde auch bald zu Anfang das Erz aus dem Beuthenschen hergeholt, aus welcher Gegend es auch in späterer Zeit, um den Bedarf des Althammers zu decken, herbeigeschafft wurde. Die Gegend von Beuthen versorgte im 16. und 17. Jahrhundert auch die Eisenhammer in entfernteren Gebieten

¹⁾ Das Original auf stark vergilbtem Pergament befindet sich im fürstlichen Archiv in Pleß und ist hier in modernisierter Orthographie wiedergegeben. An der Urkunde hingen an Seidenschnüren drei — nicht zwei, wie man annehmen müßte — Siegel, von denen nur noch eins, das des Herzogs Nikolaus, erhalten ist. Die Siegelschnüre sind sämtlich erhalten. Der bekannte Pfarrer Welzel hat von dieser Urkunde eine Abschrift angefertigt, die sich jetzt im Staatsarchiv in Breslau befindet, und Wuffe hat sie nach dieser Abschrift im Cod. dipl. Silesiae B. XX, S. 65 f. jedoch mit einigen Ungenauigkeiten veröffentlicht.

mit den nötigen Eisenerzen. Daß Meister Heinrich ein Deutscher war, folgt ja aus seinem Namen, daß er auch deutsche Arbeiter auf dem Hammer verwendet und Deutsche in der Gegend angesiedelt hat, ist wahrscheinlich, wiewohl um die Wende des 14. Jahrhunderts die Polen sich gleichfalls in Bergbau und in der Bearbeitung des Eisens hervorthaten.¹⁾

Mehr als hundert Jahre hören wir nichts von dem Lübenauer Schmiedewerk. Vielleicht ist es in dieser Zeit aus dem Besitz der Nachkommen Meisters Heinrichs und in fremde Hände gekommen. Im Jahre 1527 ist es in dem Besitz des Wojtek Nyka, also dem Namen nach eines Polen. Es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, daß die Nachkommen Meisters Heinrichs in der polnischen Gegend im Laufe der Zeit sich polonisiert haben und der eben erwähnte Wojtek Nyka doch ein Nachkomme des ersten Begründers des Lübenauer Schmiedewerks ist. Es ist dies aus dem Grunde wahrscheinlich, daß in der Urkunde von 1527 auf die Ausstellungsurkunde der Herzöge Johann und Nikolaus vom Jahre 1394 zurückgegangen wird, einer anderen Urkunde aber, die den Übergang des Hammers in fremde Hände bezeugen würde, keine Erwähnung geschieht, wie auch daß eine solche Urkunde überhaupt fehlt, während die anderen erhalten sind. Freitag nach Jakobi d. h. am 26. Juli 1527 zu Meisse bestätigt Johannes Turzo von Bethlemsdorf, „Freiherr auf der Pleßsa“, dem Wojtek Nyka, „Hamerschmydt zur Eybenaw“, in seinem Pleßnischen Lande und Gebiete bei Smilowitz gelegen, den Besitz des genannten Hammers nach Inhalt eines fürstlichen Briefes, den die erlauchten Fürsten, Herzog Johannes und Herzog Niclas, Gebrüder von Ratibor angestellt haben.²⁾ Aus besonderer Gnade aber giebt er dem erwähnten Hammerschmied, seinen Erben und Nachkommen ein wüstes Dorf, Dirschfowitz genannt, das wie folgt begrenzt wird: „anzu-

¹⁾ Auffallend ist es, daß in dem aus dem 15. Jahrhundert stammenden Gedicht, in welchem der Herzog von Württemberg dem Kaiser Albert von einem Sturm auf Kuttentberg abrät, unter den fremden Bergleuten, die in Kuttentberg beschäftigt sind, wohl Polen, aber keine Schlesiener genannt werden:

„Ich rat Ew das pest,
 Disz Perg-Lewt sind Gest,
 Dieser ist von Polan,
 Der andere von Pomeran,
 Der dritte von Michsen (Meißen),
 Der vird von Pylsen,
 Der funft ab der Schebnitz (Schemnitz),
 Der sechst von der Gribnitz (Kremnitz).“

Es ist jedoch nicht unmöglich, daß unter den hier erwähnten Polen Oberschlesier zu verstehen sind, da ja zu dieser Zeit, besonders im Auslande, Oberschlesien noch mit Polen identifiziert wurde.

²⁾ Es ist dies die oben ausführlich mitgeteilte Urkunde.

fangen an dem Wasser Jamna, da es in die Klodnitz fällt, und fort, dem Wasser nach, auf bis an die Grenze der (freiherrlichen) Unterthanen der von Nicolai und fort weiter auf derselbigen Grenze, die da geht zwischen Nicolai und demselbigen wüsten Dorfe Dirshkowitz bis auf die Grenze der von Smilowitz; von dannen weiter zwischen Smilowitz und dem wüsten Dorfe Dirshkowitz bis an die geschütteten Hybel (Hügel), die (der Freiherr) hat schütten lassen zwischen Smilowitz und demselbigen Flecken, so gegen den Hammer Eübenau gelegen sein, die Quere durch die Haide bis in den Fluß Prudna; von dannen herab bis wieder in den Fluß Klodnitz und nach der Klodnitz wieder hinauf bis an den Ort, da der Fluß Jamna in die Klodnitz fällt.“ Wojtek Nyka soll dies neu hinzutretende Gebiet besitzen u. a. unbeschadet „dem Eisenzins, so mir (d. h. dem Freiherrn) Jürek Halemba der Hammerschmied vor etliches durren Holzes, so ich (der Freiherr) ihm zugelassen habe in gemeldeter Haide zu hauen“, schuldig ist. Der im Beuthnischen am anderen Ufer der Klodnitz, Althammer gegenüber, liegende Ort Halemba verdankt vermutlich — wie nebenbei bemerkt werden soll — seinen Namen dem eben erwähnten Hammerschmied Halemba und ist wahrscheinlich von diesem, im Anfang des 16. Jahrhunderts, angelegt worden.

Vier Jahre nach Ausstellung der eben citierten Urkunde, am 31. Juli 1531, erscheint Wojtek Nyka wiederum vor seinem Landesherrn, dem Freiherrn Johann Turzo von Bethlemsdorf auf Pleß, und dieser gestattet ihm — diesmal in böhmischer Sprache — auf sein Ersuchen hin in den Smilowitzner Wäldern Holz zu hauen, um daraus die für den Betrieb des Schmiedewerkes notwendige Holzkohle zu brennen.¹⁾

Da wir kurz darauf das Eübenauer Schmiedewerk in unmittelbarem Besitz des Freiherrn Johann Turzo erblicken, so ist wohl anzunehmen, daß Wojtek Nyka, trotz der ausgedehnten Rechte, die ihm zu teil geworden, und trotz aller weitgehenden Privilegien nicht imstande war, den Hammer weiter zu führen und ihn deshalb an die Herrschaft verkaufen mußte. 1536 ist noch der erwähnte Nyka Inhaber des Schmiedewerks, denn ein Pleßner Urbarium aus diesem Jahre berichtet uns: „Wojtek Nyka hält dieses Schmiedewerk, das da leit (liegt) auf Eübenau auf dem flusse Klodnitz; davon zinst Nyka nach Laut seines Privilegii 8 Mark prägischer Groschen, polnischer Zahl, 48 Groschen pragisch für 1 Mark und ein Groschen zu 16 Heller, thut 14 fl. 8 Heller“.

Johann Turzo von Bethlemsdorf, Freiherr auf Pleß, dem wie seinen anderen ungarischen Vettern in der Geschichte der schlesischen Industrie ein

¹⁾ Die beiden zuletzt angeführten Urkunden im fürstlichen Archiv zu Pleß. Original, Pergament, die erste deutsch, die andere böhmisch, an der ersten das Siegel erhalten, an der zweiten fehlend.

ehrender Platz gebührt — auch die heutige Bethlemsfalva-Hütte verdankt ihren Namen diesem Geschlechte ¹⁾ — hat, wie wir gesehen haben, die Eisenindustrie in seiner Standesherrschaft in der Person ihres Vertreters, des Wojtek Nyka hochsinnig unterstützt, endlich, nachdem Nyka, trotz seiner Privilegien wohl nicht reüssierte, übernahm der Freiherr das Schmiedewerk selbst und führte es für eigne Rechnung. Es muß dies in der Zeit von 1536—1548 geschehen sein, in welchem letzterem Jahre Turzo, gedrückt durch die Last der ungeheuer angewachsenen Schulden, in die er vermutlich durch unglücklich geführte industrielle Unternehmungen allmählich geraten war, zum Verkauf seiner Standesherrschaft an den Hauptgläubiger, den Bischof von Breslau Balthasar von Promnitz, sich gezwungen sah. Wie sehr der Freiherr an seinen industriellen Anlagen und hier besonders an seinem Lübenauer Etablissement gehangen hat, ist daraus zu ersehen, daß er bei dem 1548 erfolgten Verkauf der Standesherrschaft Pleß das Schmiedewerk auf der Lübenauer Haide vom Verkaufe ausgeschlossen und für sich behalten hat. Es war ihm jedoch nicht beschieden, sich lange des Hammerwerkes zu erfreuen. Ungünstige Geschäftsergebnisse, wahrscheinlicher noch Zwistigkeiten mit dem neuen Besitzer der Standesherrschaft, veranlaßten ihn zwei Jahre darauf dem neuen Standesherrn von Pleß auch das Hammerwerk zu überlassen. Am 20. März, Donnerstag nach Petare, 1550 zu Neisse wurde zwischen Balthasar von Promnitz und Vertretern des Johann Turzo von Bethlemsdorf, „zu Verhütung allerlei Zank und Zwietracht, so derwegen zu besorgen gewesen, ein endlicher und erblicher Kauf“ bezüglich des Hammers an der Klodnitz abgeschlossen. Turzo überließ dem Bischof Balthasar den Hammer „mit all seinen Zugehörungen und Gerechtigkeiten . . . zusamt den Schulden, so der Herr Turzo auf den Arbeitern und Hammerknechten daselbst gehabt, . . . für eintaufend guter gängiger Thalergröschel,“ die bar auf einmal in Neisse erlegt werden sollten. Zwistigkeiten, die zwischen Käufer und Verkäufer „wegen der Harnische, Haken, Büchsen, Vorrats zum Bauen, Brettflöcher zc.“ bestanden haben, sollen nunmehr als beigelegt gelten.²⁾ Es ist anzunehmen, daß die genannten Waffen auf dem Lübenauer Schmiedewerk hergestellt wurden, daß daher die Fabrikation dort eine ziemlich entwickelte gewesen ist.

Die Promnitze behielten das Schmiedewerk als Eigentum, betrieben es aber nicht für eigene Rechnung, sondern gaben dasselbe in Pacht, wenigstens erfahren wir dies für Karl von Promnitz aus einer Notiz aus dem Jahre 1575, laut welcher in der Nähe von Neudorf ein Hammer genannt

¹⁾ Bethlemsdorf ist die Übersetzung des ungarischen Bethlemsfalva.

²⁾ Die Originalurkunde, deutsch, Papier, mit aufgedruckten Siegeln im fürstlichen Archiv zu Pleß.

wird, der für 200 Thaler an einen Herrn Schimonsky verpachtet war. Dieser Hammer bei Neudorf ist selbstredend das Lübenauer Schmiedewerk.

Am 11. November 1620 wird „der Plessische Eisenhammer“ dem Balthasar Laszota mietweise auf drei Jahre überlassen. Aus dem darüber abgeschlossenen Vertrag mag hervorgehoben werden: Mit dem Hammer wird dem Mieter desselben auch das Dorf Panewnitz überlassen, welches „vormals auch jeder Zeit zum Hammer gehört.“ (Der Name des Dorfes Panewnitz hängt augenscheinlich mit dem Schmiedewerk zusammen, da panewka auf polnisch die Zündpfanne an der Büchse bedeutet, Panewnitz demnach etwa Büchsenmacher heißt, woraus wiederum zu ersehen ist, daß in Althammer auch Büchsen fabriziert worden sind.) Das Holz, das zum Brennen von Kohlen, wie auch zum Bauen beim Hammer vonnöten, soll ihm aus den standesherrlichen Wäldern gegeben werden. Es wird dem Mieter auch bewilligt „das Dorf Staude und Kreuzdorf alle Jahr ein jeder Bauer eine fuhr ruden oder Eisenstein abholen und führen zu lassen (aus der Standesherrschaft Beuthen); so soll ihm auch jährlich von Ihrer Gnaden Unterthanen zu Warschowitz, Timendorf und Kreuzdorf, wenn sie von der Hofrobot von Schmilowitz heimfahren, Eisen, soviel einer laden oder führen kann, eine fuhr bis nach der Pless zu führen und mitzunehmen schuldig sein.“ An Miete hat der Mieter, nebst richtiger Ablegung des Bergzinses, jährlich 350 Thaler zu zahlen.

Kurz darauf übernahmen die Standesherrn das Schmiedewerk wiederum in eigenen Betrieb. Ein Urbarium aus dem Jahre 1629 berichtet uns folgendes: „Eisenhammer. Auf dem Polnischen Hammer, der Deutsche Hammer genannt. Dieser Hammer wird von der Herrschaft zu Pless selbstn getrieben. Befinden sich auf demselben notdürftige (d. h. die notwendigen) Hammerleute und folgende zinsbare Leute, als Wojtek Kendzura, Freikretschmer, Matusz Janota, Wojtek Zogalla.“ Bei jedem wird der Zins angeführt, den er zu entrichten schuldig ist. Bei letzterem heißt es noch: „Dieser ist schuldig, den Leim, die Hammerstühle und Holz zu den Keilen zum Hammer zu führen, auch Botschaft zu laufen in der Herrschaft umsonst, wenn er aber über die Grenze läuft, giebt man ihm von der Meil 1 Groschen.“

Zwischen 1629 und 1640 muß in der Standesherrschaft Pless — die Herrschaft Myslowitz, die politisch gleichfalls zur Standesherrschaft gehörte, jedoch seit 1536 ihre eigenen Besitzer hatte, ausgeschlossen — ein zweites Schmiedewerk, der Hammer zu Jaroschowitz, entstanden sein. Seit dieser Zeit beginnt für den Hammer an der Klodnitz, auf der ehemaligen Lübenauer Haide, sich der Name Althammer einzubürgern, der dem Schmiedewerk und dem um demselben entstandenen Dorfe verblieben ist. Zu beachten ist jedoch noch folgender Passus aus einem Bericht des Franz Dreißigmark an die verordneten Kammer-

räte in Ober- und Niederschlesien de dato Tarnowitz, den 10. Juni 1563: 1) „Im Pleßnischen sein drei Eisenhämmer; da einer ein Wochen mit ein Ofen 24 Wagen Eisen machen, können auch mit zwei Öfen arbeiten, wann einer fleißig und ein guter Wirt ist. Die holen den Eisenstein allhier in der Herrschaft Beuthen. Gleichfalls in alle Hämmer ins Lublinitz'sche und auch auf etliche ins Land zu Polen.“ Von den drei hier erwähnten Hammerwerken „im Pleßnischen“ werden zwei in der Herrschaft Myslowitz gelegen haben und werden dies der Bogutzker Hammer (Kattowitz) und der Rosdziner Hammer gewesen sein. Der dritte war der Hammer an der Klodnitz.

Am Anfang des 17. Jahrhunderts scheint in Oberschlesien, wie im benachbarten Polen, die Eisenindustrie einen größeren Aufschwung genommen zu haben, der meines Erachtens dem Einfluß eingewanderter Italiener zuzuschreiben ist. Um diese Zeit veranlaßte der Bischof von Krakau, Peter Tylicki, einige italienische Familien zur Übersiedelung in seine Besitzungen, wo sie aus ihrer Heimat neue Methoden des Eisenschmelzens, vermutlich in Stück- oder Flußöfen, eingeführt haben. Nach Labęcki²⁾ war Johann Hieronymus Caccia aus Bergamo in Italien der erste, der im Somsnow'schen Amte der bischöflich Krakauischen Besitzungen nicht nur größere Eisen- sondern auch Stahlfabriken angelegt hat. Mit Zustimmung des Krakauer Kapitels erteilte der Bischof von Krakau dem genannten Caccia, mit Rücksicht auf die Unkosten, die das Auffuchen von Erzen, das Anlegen von Öfen u. ihm verursacht haben, verschiedene weitgehende Privilegien in seinen Besitzungen. Als Sigismund III., König von Polen, im Jahre 1612 Smolensk belagerte, lieferte ihm Caccia Harnische, Panzer, Schwerter, Spieße und Büchsen (bombardae), wie auch anderes Kriegsgerät. 1633 lassen sich in den Besitzungen des Krakauer Bischofs Szyszkowski weitere Italiener Servalli, Gianotti und Giboni nieder und übernehmen die Leitung der alten Eisenfabriken oder gründen neue. Dann finden wir in Polen die Familie des Livio Borutini gleichfalls auf dem Gebiete des Bergbaues und der Eisenindustrie thätig. Wenn um dieselbe Zeit, zwischen 1627 und 1640 in der Standesherrschaft Pleß ein neues Schmiedewerk in Jaroschowitz entsteht und wir in den fünfziger Jahren desselben Jahrhunderts einen Pinocci, also gleichfalls einen Italiener, an der Spitze dieses Etablissements erblicken, so kann man nur an einen Zusammenhang der Ereignisse in Oberschlesien und den angrenzenden Gebieten des Krakauer Bistums denken und die Gründung dieses Schmiedewerks gleichfalls italienischem Gewerbesleiß jener Zeit zuschreiben. Es ist wohl auch nicht Zufall, wenn der Bischof von

1) Original im Archiv des Reichs-Finanzministeriums in Wien. S. Jivier, Akten und Urkunden zur Geschichte des schlesischen Bergwesens. 1900. S. 120 f.

2) Hieronim Labęcki. Górnictwo w Polsce. Warschau 1841. B. I, S. 321.

Breslau Karl Ferdinand, Prinz von Polen, mit den Erfahrungen, die man in seiner Heimat mit den Italienern gemacht hatte, zufrieden, hinter seinen Krakauer Amtsbrüdern nicht zurücksteht und sich gleichfalls einen Italiener kommen läßt und von dessen Ratschlägen die Hebung des Bergbaues in seinem Neisser Fürstentum erwartet. Am 10. Juni 1650 berichtet Kaspar Schmelzer, bischöflicher Berghauptmann im Fürstentum Neisse, über den Besuch des Italieners und seine Besichtigung der Zuckmanteler Bergwerke: „Auf euer hochfürstlichen gnädigsten Befehlich . . . dem Herrn Geponio die Bergwerk samt den anhangenden Erzen und Mineralien bester Möglichkeit nach zu zeigen, habe ich dem nachgelebet und erstlichen ihm den Altenberg nebenst den dazugehörigen Schächten und Stollen zu befahren angefangen, die darinnen befundene Erz und Kies sowohl im Hangenden, Fallenden und Liegenden behauen und die abgehauene Handsteine überantwortet . . . dannen in dem Probierhaus im Beisein seiner solches gesicherte Gold schmelzen und fein machen und etliche Dukaten prägen lassen, worauf er dann solchen auf einem Probierstein und darneben einen spanischen und ungarischen gestrichen und sich befunden, daß unser Gold einen weit höhern Grad als das spanische und ungarische gehabt 2c.“¹⁾ Es ist nicht unmöglich, daß der in diesem Berichte genannte Name Geponi mit Giboni identisch ist, dem wir im Krakauer Bistum vertreten gefunden haben.

Im 17. Jahrhundert wird das Altenmaterial, das uns über die Eisengewinnung im Plessischen erhalten ist, umfangreicher und liefert manches interessante Detail, das demnächst mitgeteilt werden soll.

Vom Bergeiste.

Von

Dr. J. Wahner, Gleiwitz.

Unter den Volksfagen des oberschlesischen Industriebezirkes nehmen gleich den Erzählungen vom Wassermann (poln. utoplec) naturgemäß die Sagen vom Bergeiste (poln. skarbnik = Schatzhüter) einen weiten Raum ein. Um so auffälliger erscheint es, daß die bisherigen Sammlungen oberschlesischer Sagen wenig oder gar nichts davon enthalten.

Nicht eben zu bedauern ist dies bei Wunsters eigenartigem Buche „Oberschlesien, wie es in der Sagenwelt erscheint“, Liegnitz 1825; ist dies doch weniger eine getreue Wiedergabe aus dem Volke geschöpfter Mitteilungen,

¹⁾ Breslauer Staatsarchiv F. Neisse I 21a. S. Codex dipl. Sil. B. XX S. 197 f.

als vielmehr eine romanhafte Verarbeitung einiger recht gelehrt klingender Sagen, die gar sehr Vorsicht und Kritik erheischt.¹⁾

Ähnlich verhält es sich mit J. Minsberg, „Oberschlesische Sagen und Erzählungen“ I.—III. Bd., Weisse, aus dessen II. Teil (1832) wohl direkt oder indirekt Prof. Scharnweber der Stoff für seine treffliche Erneuerung der Sage von der Vennfrau in Füllstein (Juliheft S. 290 ff.) geflossen ist.²⁾

Auch die weit verdienstvollere und umfassendere (etwa 200 Folioseiten starke) handschriftliche Sammlung ober-schlesisch-polnischer Sagen, Legenden, Märchen und abergläubischer Vorstellungen und Gebräuche (Breslauer Stadtbibliothek Nr. 5456 a) von Josef Compa aus dem Jahre 1846, die bereits von Weinhold wiederholt benützt und von K. Bartsch indirekt durch Excerpte aus ersterem für die Schlesischen Provinzialblätter (Rübezahl) 1864 und 1865 verwertet wurde, weist keinerlei Beispiele der Skarbniksage auf. Wenigstens erwähnt auch Uehring, der zuletzt (Mitteil. der Schles. Gesellsch. f. Volksk. III, 1 S. 3 ff.) zahlreichere Stücke aus Compas Zusammenstellung veröffentlicht hat, nirgends etwas vom Berggeist. Allerdings hatte Compa, der Lehrer in Eubschau bei Lublinitz war, seine Aufzeichnungen vornehmlich aus der Gegend von Lublinitz, Guttentag und Rosenberg geschöpft, aber auch Beuthen und Tarnowitz, also Centren des ober-schlesischen Bergbaues, hatten ihm manches beige-steuert.

Anton Peters materialreiche Sammlung, Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien II, Troppau 1866—67 bringt auch aus dem Bergwerksbezirk jenseits der Grenze keine Berggeistsage, was die Vermutung nahelegt, daß wir im Skarbnik eine spezifisch polnische Sagengestalt zu sehen haben.

Ebensowenig begegnet der Berggeist in den wiederum durch Uehring (a. a. O. H. IV, Nr. 4 S. 75 ff.) mitgeteilten Sagen, Legenden und Märchen aus Oberschlesien (Szląsk) von Oskar Kolberg, die als ein Teil der schon dreißig Bände füllenden volkskundlichen Aufzeichnungen des Verfassers noch des Druckes harren und unserem Gewährsmann nur handschriftlich vorlagen.

Nicht anders kann es mit den „Erzählungen des polnischen Volkes aus Oberschlesien“ sein, die ein anderer Gelehrter aus Krakau, Prof. Lucian Malinowski unter dem polnischen Titel Powieści ludu Polskiego na Górnym Szląsku als Sonderabdruck der anthropologischen Abhandlungen der Krakauer Akademie der Wissenschaften Jahrg. 1898 hat erscheinen

¹⁾ Vergl. meine Ausführung darüber bei dem Aufsatz „Ein ober-schlesischer Faust“ und Jivier, Oberschlesisch-polnische Volks-sagen und Märchen. Ztschr. H. 6, S. 366.

²⁾ Den gleichen Stoff verarbeitete übrigens schon vor Minsbergs Aufzeichnung der bekannte Romantiker Zacharias Werner in seinem Drama „Wanda, die Königin der Sarmaten“.

lassen; enthält doch die Sammlung nur Erzählungen aus Österreichisch-Schlesien, während für solche aus dem preußischen Gebietsteil Malinowski auf später vertröstet.¹⁾

Endlich lassen auch die oberschlesischen Erzählungen von Kupiec, weiland Lehrer bei Pleß, unter dem Titel *Powiesci i bajki*, Posen 1894, 6 Hefte bezüglich der Skarbniksage im Stich, wenigstens in den 3 Hefen (I, II und IV), die allein Töhring zugänglich waren. Auf seine verdeutschenden Mitteilungen darüber (a. a. O. H. VI, Nr. 3 S. 59 ff.) sind wir auch hier wie bei Malinowski angewiesen.

Während so alle auf Oberschlesien sich beziehenden Sammlungen dem Skarbnikforscher überhaupt versagen, hat zuerst Gramer in seiner Chronik der Stadt Beuthen 1863 S. 321²⁾, vermutlich auf Grund mündlicher Erzählungen, den Berggeist durch Zusammenstellung der ihm eignenden Hauptzüge charakterisiert, ohne selbst diesbezügliche Sagen zu verzeichnen.

Eigentliche Skarbnik-Erzählungen selbst aber hat zum erstenmal A. Bartsch neben anderen Sagen aus Oberschlesien in den Mitteil. d. Schles. Gesellsch. f. Volksk. VIII, Nr. 3 S. 46—48 niedergelegt, wie sie ihm durch seine Schüler erzählt wurden.

Dem Beispiele von Bartsch folgend, teilen wir unten ebenfalls eine Anzahl auf dem gleichen Wege gesammelter Berggeistsagen mit.

Auf Grund dieses bisher vorliegenden Sagenmaterials nun läßt sich folgendes Bild vom Berggeiste entwerfen: Der Skarbnik ist ein Kobold, der gewöhnlich nur einsamen Bergleuten, Arbeitern wie Beamten, in den verschiedensten Gestalten erscheint. Am häufigsten gleicht er einem Steiger mit gelber, aber viel hellerer, bisweilen blau brennender Messinglampe, aber auch einem einfachen Bergmanne, bald einem alten gebückten Väterchen, bald wieder einem kleinen zwergartigen Männchen; auch ein langer graubrauner Bart wird ihm bisweilen zugeschrieben, ebenso ein Pferdefuß und ein feuerrotes Gesicht; doch sind ihm die beiden letzteren Attribute wohl erst späterer Identifizierung mit dem Teufel zufolge beigelegt worden. Ja, auch

¹⁾ Die Arbeiten von Malinowski sind erst nach seinem Tode von Dr. Bystron in den anthropologisch-archäologischen und ethnographischen Materialien der Krakauer Akademie der Wissenschaften herausgegeben worden, und zwar enthält B. IV der genannten „Materialien“ Sagen und Märchen aus Österreichisch-Schlesien und Bd. V Sagen und Märchen aus unserem Oberschlesien. Der Skarbnik wird aber auch in diesen letzteren Erzählungen nicht erwähnt. — E. Zivier.

²⁾ Irrtümlich ist an der im folgenden angegebenen Stelle das Citat von A. Bartsch, wonach Gramer a. a. O. einige Sagen (vom Berggeiste) mitgeteilt habe, die noch heute im Umlauf seien. Wenigstens scheint die dort allein angeführte „Der Schatz im Goh“ erst später durch die entsprechende Schlußbemerkung zum Schatzhüter (skarbnik) in Beziehung gesetzt worden zu sein.

als neugierig zuguckendes Mäuslein und als feurige Kugel oder glühendes Rädchen soll der Geist erscheinen und in letzterer Gestalt vor den Füßen der erschrockenen Bergleute hinrollen. Der Skarbnik pflegt die ihm Begegneten zu necken und ihnen Unheil, manchmal den nahe bevorstehenden Tod zu verkünden. Vorwitzige oder Widerspenstige, die an ihm vorbeizukommen suchten, quetscht er grausam an die Wand. Die Bergleute werfen sich daher platt auf die Erde und lassen ihn über sich hinweggehen. Daß man sich von ihm bekreuzigt, weist wieder auf die ihm später unter christlichem Einflusse zugeschriebene Teufelsnatur hin. Gern fordert der Geist von Entgegenkommenden Feuer, das man ihm auch bereitwilligst reichen soll, jedoch so, daß man die Grubenlampe auf den Stiel (Holm nicht Helm, wie bei Gramer zu lesen) der Keilhauē hängt und sie ihm entgegenhält. Giebt man ihm Feuer mit der Hand, so reißt er dieselbe ab oder versengt sie vollständig. Fügt ihm jemand Schmerz zu, wie jener Grubenschmied,¹⁾ der seinen Huf beschlagen sollte, so rächt er sich durch einen tödtlichen Stoß. Überhaupt trifft sein Jorn meist nur Bösewichte, die eine Zurechtweisung oder empfindliche Strafe verdient haben. Einem Bergmann, der gegen den Steiger die Art erhoben hatte, schlug er das Gehirn aus dem Kopfe und ließ ihm nur eine Hand und einen Fuß am Rumpfe. „Wehe gar dem Häuer, der sich weigert, weiter zu arbeiten! Ihn frißt er lebendig auf.“²⁾

Besonders ist dem Kobold freches Pfeifen und alles fluchen in seinem Bereiche zuwider, und mancher Bergmann erhielt auf seine Backe einen schallenden Denkfettel an solche Verwegenheit. Mit furchtbar geschwollenen Gesichtern kamen einst Bergleute wieder zu Tage, die mit der Absicht eingefahren waren, den Skarbnik totzuschlagen.

Ebenso häufig aber zeigt sich dieser auch gutartig und hilfsbereit, ja freigebig, besonders braven und alten oder franken Bergleuten gegenüber. Bei einem unter Tag geschehenen Unglücke ruft er den Grubeninspektor zur Hilfeleistung herbei, Bergleute und Beamte warnt er fürsorglich vor drohenden Gefahren, schlagenden Wetterern oder bevorstehendem Einsturz. Gehorsamen Fleiß belohnt er mit soviel Gold, daß es den damit beglückten einen ruhigen Lebensabend sichert. Jenen alten Häuer, der, von bitterer Not getrieben, um hohen Lohn die Arbeit auf einer besonders gefährlichen, nicht geheuren Strecke übernahm, bohrt er als Mäuschen ein Loch ins Gestein und zeigt ihm dadurch die Stelle, wo ein Schuß für 24 Schlepper 8 Tage lang Kohl lieferte. Für einen anderen franken Bergmann, der ihn laut um Hilfe anrief, übernimmt er selbst das Sprengen und arbeitete 4 Wochen lang mit ihm zusammen. Als jener am Lohntage den Verdienst gewissenhaft bis auf den

¹⁾ und ²⁾ A. Bartsch a. a. O

letzten Pfennig teilte, überließ ihm der Skarbnik das ganze Geld, während er für den Unehrliehen eine entsetzliche Strafe in Aussicht genommen hatte.

Der Schatz, den der Geist hütet und über den er frei verfügt, besteht nach einigen Erzählungen in einem Berge von lauter Gold bzw. Goldstücken, zu dem man, vom Skarbnik geführt, durch einen unendlich langen Stollen oder auch durch die Irrgänge eines blauen Hauses ohne Thür und Treppen gelangt. In den „unterirdischen Gang des Steigerhauses“ wird diese feine Wohnung verlegt, und mit Goldadern läßt man das Haus durchsetzt sein. In der Nähe befindet sich ein Springbrunnen, der „Gold regnet“ und endlich ein Teich, auf dem ein sehr großer Fisch schwimmt.

Folgende acht Sagen vom Berggeiste erzählte mir der Obersekundaner D., dessen Vater Steiger auf der Konkordigrube in Jabrze war:

I.

Mein Vater fragte einst zwei Bergleute, wie es auf einer bestimmten Strecke aussehe. Da erwiderten sie: „Herr Steiger, das wissen Sie selbst ja ganz genau. Sie waren ja heute unten auf der Strecke und haben sogar mit der Keilhau an den Pfeiler geklopft.“ — Der Skarbnik in Gestalt des Steigers hatte sie besucht.

Der Berggeist trägt eine gelbe Messinglampe wie der Steiger, nur daß sein Licht bedeutend heller brennt.

II.

Ein andermal kam der Skarbnik zu zwei Bergleuten und forderte sie auf, aus der Strecke wegzugehen, da es dort Gase gäbe. Da sie denselben Tag nicht mehr weiterarbeiten könnten, sollten sie sich die Schicht doppelt schreiben lassen. Die Bergleute meldeten das Erlebnis dem Bergwerksdirektor, und er ließ ihnen auch wirklich zwei Schichten gut schreiben.

Bei keinem dieser Fälle war der Steiger in der Grube gewesen.

III.

Wenn der Berggeist erscheint, legen die Leute die Arbeit nieder und wollen nicht weiter arbeiten.

Zwei oder drei Tage später kommt dann ein Todesfall vor. Vor einem Jahre z. B. wurde ein Praktikant, Neffe eines der höheren Beamten der Grube, vom herabfallenden Kohl erschlagen, nachdem er zwei Tage zuvor den Berggeist gesehen hatte.

IV.

Einmal sahen die Bergleute den Skarbnik auf die Schale steigen. Da gaben sie nach oben das Zeichen, schneller die Schale zu heben. Der

Berggeist aber rief hörbar: „Langsam, langsam!“ Da schwebte die Schale ganz langsam in die Höhl! Als sie oben ankam, war niemand darin.

V.

Die alten Bergleute pflegen den jungen bei der ersten Einfahrt den Rat zu geben, falls ihnen der Berggeist begegne und Feuer verlange, dieses nur auf dem Stiel der Keilhaue zu reichen. Einem, der das nicht wußte, riß der Geist die Hand ab.

Der Skarbnik trage bisweilen einen langen graubraunen Bart.

VI.

Der Berggeist duldet nicht, daß in der Grube geflucht wird.

Ein junger Arbeiter fluchte immer in der Grube trotz vieler Warnungen seitens älterer Kameraden. Als er eine Nacht ein Stück von den andern entfernt arbeitete und gerade wieder fluchte, schlug es 12 Uhr. Da verstummte er auf einmal.

Seine Mitarbeiter wurden darauf aufmerksam, und wie sie hingingen, fanden sie ihn in knieender Stellung mit gefalteten Händen. Sie versuchten ihn nun aufzuheben, vermochten es aber nicht trotz aller Anstrengung.

Erst als es ein Uhr war, gelang der Versuch, da erwachte der Mann aus seiner Erstarrung. Er wußte nur zu berichten, daß er plötzlich ein kleines Männchen mit großer Laterne und strahlendem Licht gesehen habe.

Seit der Zeit ließ er das fluchen.

VII.

Auf einer Grube bei Tarnowitz war ein noch lediger Berginspektor. Als dieser eines Abends zu Bett gegangen und eben eingeschlafen war, läutete es an seiner Zimmerthür.

Er steht auf und fragt nach dem Begehr. Da sieht er einen Bergmann, den er erst vor kurzen in die Belegschaft aufgenommen hatte. Dieser sagt ihm, er möge schleunigst in die Grube kommen, es sei dort ein Unglück geschehen.

Am Schacht angekommen, hörte er, daß in demselben Augenblicke ein Mann verunglückt sei. Die Schale fährt mit dem Verunglückten herauf, und der Berginspektor erkennt in ihm denselben Arbeiter, der eben erst bei ihm war und doch unmöglich gleichzeitig in der Grube sein konnte. Er glaubte also, daß ihn der Berggeist in der Gestalt jenes gerufen habe.

VIII.

Ein andermal besichtigte derselbe Inspektor die Strecken in der Grube. Da stieß er auf einen alten, gebückten Mann. Der warnte ihn, weiter-

zugehen, da weiterhin ein Einsturz drohe. Der Berginspektor gehorchte der Mahnung. Gleich darauf erfolgte der Einsturz. Der alte Mann aber war verschwunden; es war kein anderer denn der Skarbnik.

Als Skarbniksage wird mir auch folgende aus Tarnowitz durch den Tertianer Sch. mitgeteilt, die ich jedoch nicht ohne Bedenken als solche gelten lassen möchte, deren Züge ebensogut auf den Wassermann (utoplec) passen:

IX.

Als einst ein Knabe Ziegen hütete und arglos pfiff, spaltete sich der Berg, und es trat ein Mann mit Pferdehufen aus diesem hervor und begann dem Knaben eine Geschichte mit folgenden Worten zu erzählen: „Als ich vorhin zum Teiche ging, um mit dem Hute Krebse zu fangen“ . . . Bei diesen Worten erkannte der Knabe in dem Manne den Berggeist, der ihm den Hut samt dem Kopfe abreißen wollte. Da ergriff er die Flucht, und der Skarbnik verfolgte ihn. Schon hatte der Knabe eine gute Strecke zurückgelegt und kam zu den Häusern der Stadt; er blickte sich um, und da war der Berggeist verschwunden.

Geschichte des Dorfes Wilkau, Kreis Neustadt in Ober-Schlesien.

Mit besonderer Berücksichtigung der bäuerlichen
und der Familien-Verhältnisse sowie des Klosters Wiese bei Ober-Glogau.

Von

Dr. Johannes Chrząszczy in Peiskretscham.

I.

Gründung des Klosters Wiese. — Wilkau kommt an das
Kloster Wiese. — Erbfolge bei Bauerngütern. — Aus-
stattung der jüngeren Geschwister und der Braut.

Herzog Ladislaus von Oppeln, Palatin in Ungarn und Gubernator von Polen († 1401), stiftete am 9. August 1382 das berühmte Marien-Kloster zu Czenstochau in Polen unweit der schlesischen Grenze. Er besetzte es mit den aus Ungarn herbeigerufenen Eremiten des hl. Paulus, welche als größtes Heiligum ein der Sage nach vom hl. Evangelisten Lucas gemaltes Marienbild aufbewahrten und heute noch aufbewahren.

Derselbe Herzog Ladislaus gründete bald darauf, nämlich im Jahre 1388, bei Ober-Glogau an der Hozenplotz auf den Wiesen (na łakach, in

pratis) ein zweites Pauliner-Kloster zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit. Es ist wohl möglich, daß dort, wo das Kloster gegründet wurde, schon eine Kirche bestand; wenigstens wird im Decemregister des Nuntius Galhardus de Carceribus im Jahre 1335 im Archipresbyterat Ober-Glogau die Kirche in Lencowicz erwähnt, ein Name, der mit Iaki Wiesen zusammenhängt.

Zur Ausstattung dieser neuen Stiftung wies der Herzog den Eremiten die Dörfer Polnisch-Ölbersdorf, Leschnik und Wiedrowitz, einen Anteil von Mochau und die Fischerei in der Hohenplotz an.

Die Anzahl der Eremiten war hier sehr gering, ein Prior und vier Mönche, welche ebenso wie alle ungarischen Pauliner einen weißen Habit nebst Skapulier und Kapuze von gleichfarbenem wollenen Zeuge trugen, und wenn sie ausgingen, einen dergleichen Mantel. An der weißen Farbe war der Pauliner von weitem zu erkennen. Auch trugen sie einen Bart, den Kopf aber bis auf einen Haarfranz glatt geschoren, die Füße waren beschuht und beim Ausgehen der Kopf mit einem Hute bedeckt. ¹⁾

Nach dem im Staatsarchiv zu Breslau aufbewahrten Ubar vom Jahre 1533 gehörte das Dorf Wilkau zu der ausgedehnten Herrschaft Ober-Glogau, bildete also einen Teil der kaiserlichen Domäne Ober-Glogau. Diese gelangte 1563 in den Pfandbesitz des Freiherrn Johann von Oppersdorf. Wohl um 1578, als die Pauliner ihr von den Hussiten zerstörtes Kloster in Wiese wiederherstellten, kam Wilkau als kaiserliche Schenkung an das genannte Kloster, mit dem es bis zur Säkularisation 1810 verbunden blieb. Das Dorf zählte 1784: 20 Bauern, 7 Häusler und 159 Einwohner. ²⁾

Im Staatsarchiv zu Breslau wird nun ein starker folioband aufbewahrt, der den Titel trägt: „Das Hypotheken-Wesen ist unter dem Priorate des Hochwürdigem P. Prioris Dominici von Cybulski 1796 eingerichtet und von ihm auch die sämtlichen Hypotheken und Incorporationsbücher angeschafft worden. Kloster Wiese den 4. Mai 1796. Glatzel Justitiarius. Stephan Actuarius.“

¹⁾ Heyne II 893, 894. Fragmente aus der Geschichte der Klöster und Stiftungen Schlesiens 1811, 336. — Wegen Lencowitz Zeitschrift VII, 301. — Zu dem Dorfe Wiese gehören die Häuserkomplexe, welche Leschnik und Wiedrowitz heißen. Wenn in der Schenkung des Herzogs Wladislaus nur Leschnik und Wiedrowitz genannt werden, so ist doch darunter Wiese zu verstehen.

²⁾ Letzte Angabe nach Zimmermann's Beiträgen 1784, S. 117. — Der Name Wilkow, Wilkau ist von wilk, der Wolf, abzuleiten und kommt in dieser und ähnlicher Bildung in Schlesien häufig vor (Damroth, die älteren Ortsnamen Schlesiens 187). Vielleicht hausten, als das Dorf angelegt wurde, in den nahen Wäldern zahlreiche Wölfe, oder der Gründer, beziehungsweise Besitzer des Dorfes hieß Wilk. Wilkow ist nämlich ein vom Personennamen Wilk abgeleitetes Adjektivum, wobei ein Substantiv, etwa dwór zu ergänzen ist.

Wir haben also ein Hypothekenbuch vor uns, in welchem die Käufe, Eheverordnungen, Schuldverschreibungen, Erbteilungen und dergleichen eingetragen sind, und zwar in der Art, daß Hypotheken aus früherer Zeit, die älteste aus dem Jahre 1757 bis 1823, darin eine Stelle finden.

Der Inhalt des Hypothekenbuches ist teilweise sehr interessant, weil er den Zustand der ländlichen Verhältnisse aus dem Ende des 18. Jahrhunderts und deren Umwälzung aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts darstellt und weil sich darin einige Beiträge zur Geschichte des Klosters Wiese-Pauliner finden. Auch für die Geschichte einiger einflußreichen bäuerlichen Familien ist es von Belang.

Betrachten wir nunmehr die älteste Besitzübertragung, die im Hypothekenbuche nachträglich 1796 eingetragen wurde, obgleich sie bereits am 10. November 1757 stattgefunden hatte.

An dem genannten Tage verkauft Thomas Sobotta sein robotsames Bauergut in Wilkau an seinen Sohn Josef für 248 Thaler (à 36 Groschen, der Groschen à 12 Heller). Der Vater und Verkäufer behält sich vor, daß ihm sein Sohn außer der genannten Summe 50 Thaler bar ausbezahle; die übrige Summe bleibt für die Erben auf dem Bauergut haften und muß der neue Besitzer alljährlich eine bestimmte Rate an die Erben auszahlen, nämlich

1. an die Schwester Marianna	20 Thaler,	
2. an die Schwester Agnetha	20 "	
3. an den Bruder Johannes	40 "	
4. an denselben für 1 Pferd	12 "	18 Groschen,
5. an denselben für einen halben Wagen	6 "	
6. an den Vater Thomas Sobotta	20 "	
7. an die Stiefmutter	20 "	
8. an die Schwester Magdalena	40 "	
9. an die Schwester Barbara	40 "	
10. an den Wirt Josef Sobotta	20 "	
11. an die Magdalena für's Brautkleid	10 "	

Summa 248 Thaler, 18 Groschen.

Der Vater und Verkäufer behält sich nicht nur vor, daß ihm beim Verkaufe 50 Thaler und an die Erben, unter denen er sich auch selber aufführt (mit 20 Thlr.), 248 Thlr. bezahlt werden, sondern er setzt auch mehrere Ackerstücke zu seinem Auszuge fest, dazu eine Wiese; ferner eine gewisse Ausaat, „auf welchem Orte der Auszügler will“, und zwar eine Ausaat an Erbsen, Kraut, Rüben, Leinsamen. Dazu 2 oder 3 Klaftern Brennholz. Dazu ein einjähriges Bürgel (= wieprzek), etwas fertigen Weizen, Gerste, Graupe, alles großes Maaf.

Wenn aber der Vater eher als die Stiefmutter sterben sollte, so ist der Wirt schuldig, der Stiefmutter als Auszüglerin in jedem Felde $3\frac{1}{2}$ Viertel sonstiges Getreide, 2 Viertel Weizen, 3 Metzen Lein zu säen, so lange als die Kinder bei ihr sein werden. Wenn aber die Kinder weg sind, so wird er ihr (der Stiefmutter) nur 2 Metzen Lein und 2 Metzen Hirse säen, auch 2 Klaftern Holz geben u. s. w. Wenn der Vater wohin reiten wollte, so soll der Wirt Josef sich nicht weigern, ein Pferd zu geben.

Wenn in arbeitsamen Zeiten die Auszüglerin dem Wirt arbeiten sollte, so ist er auch schuldig, ihr das zu bezahlen. —

Nachdem so der Auszug des Vaters und seiner Ehefrau festgestellt worden, werden die Kinder in folgender Weise abgefunden:

Dem jüngsten Sohne Johannes verspricht der Vater, Thomas Sobotta, ein Häuslein auf beständige Zeiten zu übergeben, desgleichen den Garten bei dem Häuslein; der Josef Sobotta als Wirt ist schuldig, den Acker zu bearbeiten. Sollte aber der Johannes sein Häuslein verkaufen, so ist „ausgenommen bei der Herrschaft“, der Josef Sobotta der nächste dazu als der älteste Bruder berechtigt, für welches Häuslein er nicht mehr als 50 Thaler zu geben schuldig sein wird.¹⁾

Nächstdem ist schuldig der Josef als Wirt dem jüngsten Bruder die Hochzeit auszustatten, nämlich 2 Viertel Weizen, 1 Scheffel Korn zu Brot, alles großes Maaß, 1 Achtel Bier, ein zweijähriges Ochselein und Käse so viel als nötig.²⁾

Desgleichen den Schwestern jeder 6 Viertel Weizen, 1 Scheffel Korn zum Brote, 1 Achtel Bier, Butter und Käse, so viel als nötig.

Dann Schafe, dem Bruder Johannes 12 Stück, der Schwester Magdalena 6 Stück, der zweiten Schwester Barbara 6 Stück und 1 Kuh u. s. w. —

Zum Schluß heißt es: Alles dieses ist geschehen mit Bewußtsein unserer gnädigen Herrschaft von der hl. Dreifaltigkeit auf den Wiesen bei Ober-Glogau im Beisein der erbetenen Beistände.

Von seiner Seite	Von ihrer Seite
Jacob Kuntui, Matthes Jiersch,	Georg Biskup, Simon Biskup,
Lorenz Gurek.	Andreas Gurek.

Praesentem Contractum in omnibus ad tenorem infra scriptum approbavi et propria manu subscripsi.

P. Fridericus Suffovski, Prior.

¹⁾ Ein solches Häuslein hieß chalupka. Das Auszugshaus der Eltern hieß auch chalupka. Zur chalupka gehörte in der Regel eine kleine Scheune (stodolka), die in dem Grundbuch öfter erwähnt wird. Das Bauernhaus hieß hingegen statek, die dazu gehörige Scheune stodola.

²⁾ Die Abfindung und Ausstattung der jüngeren Brüder wird im Hypothekenbuch an mehreren Stellen das jüngste Recht genannt.

Der obige Kaufvertrag trägt charakteristische Züge, welche in der folgenden Zeit wiederkehren. Zunächst war es eine schwierige Frage, wie der Unterhalt der alten, auf den Auszug angewiesenen Eltern zu regeln sei. Da die Kinder mit den Eltern auf den Auszug gingen, so mußte der letztere um so größer sein, je zahlreicher die Kinder waren. Naturallieferung spielt dabei die größte Rolle, die Ausstattung mit barem Gelde tritt zurück. Je größer der Auszug war, desto geringer war die Summe, die der Erbnehmer zu erlegen hatte. Wir dürfen daher in jenen 248 Thalern keineswegs den damals geltenden Preis der Sobotta'schen Besitzung ansehen, sondern diese Summe ist festgesetzt unter Berücksichtigung des ganzen Auszuges.

ferner sehen wir, daß das Bauergut nach dem Rechte der Erstgeburt auf den ältesten Sohn übergeht. Dieser ist im Interesse der Erhaltung des Bauerguts durchaus bevorzugt. Seine jüngeren Geschwister werden abgefunden, so gut es eben geht. Die jüngeren Brüder sinken im schlimmsten Fall, wenn sie auf ihrem „Häuslein“ sitzen bleiben, von Bauersöhnen zu Häuslern und Gehilfen des älteren Bruders herab — oder es gelingt ihnen, mit einer Bauertochter, die zugleich Erbin eines Bauerguts ist, die Ehe zu schließen, wodurch sie in den Rang ihres älteren Bruders hinaufsteigen. Auf jeden Fall war die Frage, wie die jüngeren Geschwister zu versorgen seien, für die Eltern die schwierigste, mit mancher Bitterkeit verbunden.

Der älteste Sohn erhielt nun das Bauergut in seinen bekannten Grenzen und Rainen, dazu die Gebäulichkeiten und das Wirtschafts-Inventar, im vorliegenden Falle zwei Wagen, einen Pflug, eine Rührhacke, drei Eggen, 4 Pferde, 1 Fohlen und zwölf Schafe.

Endlich wird in jenem Kaufkontrakt vom 10. November 1757 ein gewisses Vorkaufsrecht ausgesprochen. Sollte der jüngere Bruder Johannes sein Häuslein verkaufen, so hat die Herrschaft, also das Kloster Wiese, und der älteste Bruder Josef das Vorkaufsrecht. Auch wird festgesetzt, was wir noch nicht erwähnt haben, daß in dem Falle, wenn der neue Wirt Josef Sobotta „in dem zweiten Jahre“ absterben sollte, der fremde Wirt und Erwerber das Gut um 100 Thaler teurer bezahlen und einen größeren Auszug geben müßte. Endlich behält sich der Vater Thomas Sobotta vor, wenn der neue Wirt das Bauergut verkaufen sollte, daß er als der erste Erbe den Vorkauf hätte. Dieses Vorkaufsrecht war sicherlich in vielen Fällen ein Mittel, ein Bauergut der Familie zu erhalten.

Der obige Kaufkontrakt vom 10. November 1757 ist, wie bereits erwähnt, typisch für alle folgenden, obgleich natürlich in jedem speciellen Falle besonderen Bedingungen festgesetzt werden. Alle diese Verträge wurden zunächst mit Willen der Grundobrigkeit, also des Priors zu Wiese, festgesetzt

und dann von dem Gerichtsamt des Pauliner Konvents zu Kloster Wiese in das Hypothekenebuch eingetragen. Letzteres stellte dem neuen Besitzer den Besitztitel aus. Das Gerichtsamt bestand aus einem Justitiarius und einem Actuarius, wozu noch ein Dolmetsch hinzutrat. Als langjähriger Justitiarius erscheint Glatzel, dann Schwand. Beide wohnten in unmittelbarer Nähe von Wiese, nämlich in Ober-Glogau.

Im folgenden mögen solche Angaben mitgeteilt werden, welche auf die ländlichen Verhältnisse in Wilkau — also im weiteren Sinne auf Oberschlesien hinweisen.

So verkauft am 18. Januar 1789 die Witwe Hedwig Thomala ihrem Sohn Johannes Thomala das Häuschen in Wilkau, welches von dem Bauergut des Simon Sobotta nebst dem dazu erkauften Stück Acker für 30 Thaler erworben war. Die Verkäuferin bedinget sich ein Stücklein Acker von $\frac{1}{2}$ Viertel Aussaat zum Auszug; dann die freie Wohnung bis zum Tode; desgleichen dem jüngsten Sohn, der Soldat ist, wenn derselbe im Kriege sollte verunglücken, ebenfalls eine freie Wohnung bis zum Tode.¹⁾ Die kleine Summe von 30 Thaler wird an die Mutter und die jüngeren Brüder und Schwestern des ältesten Sohnes verteilt. Also auch hier ist der älteste Sohn der Erbe des Besitzes!

Am 15. Mai 1774 verkauft zu Wilkau Johann Janus sein Freibauergut zu Wilkau seinem Schwiegersohne, dem Erbscholzensohne Johann Glatzel aus Kasimir für 700 Thaler. Sollte die leibliche Tochter des Johann Janus, Katharina, Ehefrau des Johann Glatzel, bei einem Jahr und Tag ohne Leibeserben sterben, so wird dem Johann Glatzel das Freibauergut 100 Thaler höher angerechnet. Oder sollte Johann Glatzel bei einem Jahr und Tag sterben, so soll die Tochter ihrem Schwiegervater, dem Erbscholzen Josef Glatzel in Kasimir 100 Thaler für sein Eingebrahtes zurückzahlen. —

In dem Kaufkontrakt ist auch die Stelle interessant: „Es wird hier auch vermerkt, daß die 3 Freibauergüter in Wilkau den Bier- und Branntweinschank haben nach der Reihe, und derjenige, der im Schanke ist, ist verbunden, ohne Entgelt jährlich der Herrschaft eine Fuhr nach Czestochau zu geben.“²⁾

Neben den gewöhnlichen Bauern gab es also in Wilkau drei Freibauern (Michael Chrzoncz = Chrzaszcz, Johann Glatzel und Zajonz),

¹⁾ Wie schlimm es damals mit Kriegs-Invaliden bestellt war, ist bekannt. Erst die neuere Zeit hat hierin durchschlagende Abhilfe gebracht. — Ein ähnlicher Fall ist unter dem 3. Januar 1788 verzeichnet. Kaspar Surek soll seinem jüngeren Bruder Jakob, welcher in Potsdam beim zweiten Bataillon dient, wenn ja derselbe mit der Zeit ein Invalide geworden, Aufenthalt gewähren, ihm ein gewisses Maaß von Getreide geben. Dafür soll Jakob dem älteren Bruder nach Kräften bei der Wirtschaftsarbeit helfen.

²⁾ Die Porzadka, das Reihens Bier (Verkauf des Bieres nach der Reihe der Häuser) ist sonst nur in Städten zu finden.

welche schon dadurch eine bevorzugte Stellung hatten, daß ihnen der Bier- und Branntweinschank gebührte. Ferner ist es von Interesse, daß die Pauliner in Wiese mit ihren Ordensgenossen in Czenstochau in Verbindung blieben, die sie besonders dann besuchen mochten, wenn der Andrang der Pilger in Czenstochau geistliche Aushilfe erforderte.

Die Familie Glazel besitzt heute noch ihr schönes Bauergut in Wilkau; aus dieser Familie, die aus Kasimir stammt, ist beispielsweise Erzpriester Glazel, Pfarrer von Ellguth bei Jülz hervorgegangen († 11. Nov. 1885).

Daß die Freibauern in Wilkau — und wohl auch anderwärts — zu den Angesehensten im Dorfe zählten, geht auch daraus hervor, daß das Scholzenamt bald Michael Chrzaszcz bald Johann Glazel bekleidet.

Interessant für die Auseinandersetzung der Erben und für die Ausstattung der Braut ist auch folgender Fall:¹⁾

„Vor dem Gerichtsamt des Pauliner Konvents zu Kloster Wiese erscheint am 14. November 1796 der Bauer Johann Jurek aus Wilkau und zeigt an, daß ihm sein erstes Eheweib mit Namen Magdalena geborene Oczipkin nach Michaeli dieses Jahres gestorben und zwei Kinder mit Namen Josef, 8 Jahre alt, und Eva, 3 Jahre alt, hinterlassen habe. Komparent sei gesonnen, zur zweiten Ehe zu schreiten, weil er seiner Wirtschaft ohne Gehilfin nicht vorstehen könne. Da ihm jedoch die Gesetze zur Pflicht machen, sich vor der anderweitigen Heirat mit den Kindern erster Ehe erst auseinanderzusetzen, so bittet er, dieses Geschäft mit ihm vorzunehmen und giebt zu diesem Behufe das zugebrachte Vermögen seines verstorbenen Eheweibes folgendergestalt an; dieselbe habe ihm nämlich inferiert:

1. an barem Gelde	80 Thlr.,
2. vier Kühe im Werte von	20 „ ²⁾
3. 16 große Scheffel Korn nach ihrem Vetter Pfarrer Oczipka, das große Viertel zu 1 Thaler 15 Sgr. gerechnet	74 „ 20 Sgr.
4. 16 große Scheffel Hafer, das Viertel à 16 Sgr.	34 „ 4 „
5. 5 große Scheffel Heide	12 „
6. 1 Fuhrre Kartoffeln zu	4 „
Summa	224 Thlr., 24 Sgr.

Hiervon kommen in Abzug das Fuhrlohn von
Bozanowitz bis Wilkau zu 15 Meilen fünfmal mit 40 Thlr.

Und es bleiben zu verteilen 184 Thlr.

¹⁾ An einer Stelle bestand (1789) die Ausstattung der Braut in folgendem: Der älteste Bruder und Erbe des Bauerguts soll seiner Schwester zur Hochzeit geben: Brautkleider im Werte von 20 Thaler, zum Hochzeitsmahl 1½ Scheffel Weizen, 1 Scheffel Korn, 1 Achtel Bier, Butter und Käse auf vier Tische.

²⁾ Man achte auf den geringen Preis! Für 5 Thaler eine Kuh. Jetzt ist der Preis mehr als zehnfach gestiegen.

Da hiervon die beiden Kinder Josef und Eva drei Viertel mit 158 Thaler, der Vater aber ein Viertel mit 46 Thalern zu erhalten haben, so soll der Anteil der Kinder auf seinem Bauergut hypothekarisch eingetragen werden.

Zwar wären nach der Verstorbenen auch noch 5 Röcke, 10 Hemden, 10 Tüchel, 1 langer Kabot, 1 kürzerer Kabot, 5 große Tücher, 3 Schürzen, 4 Stück Betten, 1 Mütze¹⁾ verblieben; da sie aber nicht von sonderlichem Belange wären, so will er sie der Tochter Eva in natura konservieren und dem Sohne Josef ein Äquivalent von 5 Thaler durch die Tochter zu seiner Zeit bezahlen lassen.

Als dem Florian Oczipka aus Dirschelwitz, welcher als Bruder des verstorbenen Eheweibes ihren Kindern als Kurator bestellt worden, die Angabe des Johann Jurek vorgelegt wurde, so erklärte er, sie habe in allem ihre Richtigkeit, weil er von der Höhe des zugebrachten Vermögens genau unterrichtet sei, und verlangt daher nicht, daß sein Schwager die oben angegebene Vermögens-Spezifikation eidlich erhärte; doch bittet er, daß das den Kindern zugefallene Mutterteil im Hypothekenbuche eingetragen und ihnen darüber Recognition expediert werde.

Nach geschעהner Verlesung und Genehmigung wurde dieses Protokoll geschlossen und unterzeichnet. Glazel, Justitiarius. Adamek, Aktuaris. ††† Johann Jurek. ††† Florian Oczipka. Karl Glauer (Dolmetsch?).

Die † haben die Interessenten selbst gezogen.

Glazel."

II.

Der Kretscham in Wilkau.

Außer den Freibauern hatte der Besitzer des Kretschams eine bevorzugte Stellung im Dorfe. Was in den Städten das Rathaus war, das war im Dorfe der Kretscham. Hier fand die gromada, die Versammlung der stimmfähigen Wirte statt. Die Kretschame waren mit Vorrechten ausgestattet und daher sehr begehrt. In vielen Fällen war der Erbscholze Besitzer des Kretschams; in anderen Fällen kam der Kretscham in freien Besitz.

Die ländlichen Verhältnisse eines Kretschams lernen wir aus dem nachstehenden Kaufvertrag vom 14. Januar 1789 kennen.

„Es verkauft der Jakob Hoincka seinen in Wilkau gelegenen neuen massiv erbauten Kretscham nebst allen darauf befindlichen Rechten und

¹⁾ Die Mützen der Frauen waren sehr kostbar. Sie waren mit Pelzwerk verbrämt; der Stoff, der das Haupt deckte, bestand aus Seide und war golddurchwirkt. Von der Mütze hingen zur Erde breite, ebenso kostbare Bänder.

Schuldigkeiten an den (Maurermeister) Kaspar Gründel (aus Steinau) für eine Kauffsumme von 1400 fl., sage vierzehnhundert Gulden baren Geldes, welche Käufer folgendergestalt zu berichtigen verspricht: an Georgii als den 25. April laufenden Jahres 300 fl., und an Johanni den 24. Juni dieses Jahres die übrigen 1100 fl.

Zum Beilaß bleibt Branntweinhaus, alles was dazu gehört, dann eine Kuh, ein Stück Schwarzvieh zur Zucht, der ganze Dünger, von heut an. ferner zwei lange Tafeln, ein großer Tisch, und alles, was erd-, niet- und nagelfest ist.

Das Laudonium mit 10 Prozent vom Kaufgelde und die übrigen Kauffkosten trägt Käufer allein. Die Zahl Groschen hingegen übernehmen beide Teile zur Hälfte jeder zu entrichten. Noch machen sich beide Teile anheischig, beim Abtreten vom Kauf, wenn solches vor erfolgter Konfirmation geschehen möchte, derjenige, welcher abtritt, 30 Thaler Wandelgroschen¹⁾ zu geben.

Die Rechte und Schuldigkeiten dieses Kretschams sind folgende:

1. Brodbacken und Schlächtere, wogegen Besitzer dem Scholz Michael Chrzaszcz und dessen nachfolgende Besitzer des Guts, das Pfund Fleisch um drei Denar wohlfeiler als anderen Käufern ablassen muß.²⁾

2. Das Recht, Branntwein zu brennen auf einen Topf, gegen einen jährlichen Zins von 40 florin an das Dominium.

3. Den Bierschanf betreibt Kretscham gegen Empfang einundzwanzigsten Achtels, und ist schuldig, kein anderes, als herrschaftliches Bier einzuführen . . .“

So geschehen Wilkau den 14. Januarii 1789.

Caspar Gründel als Käufer. ††† Jakob Hoincka als Verkäufer.

Auffallend ist, daß der neue Kretschambesitzer Gründel, als er 1797 zur Erweiterung seines Gaststalls einen flecken Land von dem Sedlaczek'schen Bauerguts erkaufen will, hierzu die Genehmigung der Kriegs- und Domänenkammer zu Breslau einholt, während doch sonst die Gutskäufe nur das Dominium, beziehungsweise das Gerichtsamt des Dominiums, bestätigt und den Besitztitel ausstellt.

Der Besitzer eines Bauerguts mußte auf Verlangen seinen Besitztitel vorweisen; es mag dies das preussische Gesetz verlangt haben. Eine Verhandlung zu Wilkau den 7. September 1796 lautet also:

¹⁾ So ist wohl dieses Wort „Wandelgroschen“ zu lesen. (Wandel = Strafe.)

²⁾ Wohl ein Beweis, daß der Kretscham ehemals dem Erbscholzen gehörte.

„Als der hiesige Bauer Matthes Stritzel aufgefördert wurde, von seinem sub Nr. 6 gelegenen Bauergut Titulum possessionis auf seinen Namen berichtigen zu lassen und das Kaufinstrument zu exhibieren, so zeigt er an, daß er den Kaufkontrakt vor vielen Jahren verloren habe. Inzwischen unterliege es keinem Zweifel, daß er sein Bauergut vor mehr als 40 Jahren von dem verstorbenen Josef Arnes um 400 Thaler schlesisch erkaufte und solches ihm auch bereits bezahlt habe. Diese Umstände wären in Wilkau notorisch und deswegen bittet er, auf Grund dieser Angabe, Titulum Possessionis auf seinen Namen zu berichtigen.“

Seinem Gesuch entsprach das Gerichtsamt bereits am folgenden Tage.

III.

Prioren im Kloster Wiese. Scholzen in Wilkau.

Das Gerichtsamt.

Aus den Eintragungen im Hypothekenbuch werden mehrere Prioren des Klosters Wiese bekannt. Am 10. November 1757 erscheint Friedericus Suffowski als Prior. Am 22. Januar 1766 fr. Siegfriidus Dispensator, Prior, fr. Procopius Miisch Praedicator. Letzterer ist Mai 1770 Prior. Am 14. Februar 1775 und 28. Mai 1774 v. Proszynski. Am häufigsten wird genannt der Prior Godefridus Neindorfer und zwar in der Zeit vom März 1776 bis Juni 1782 (1776, 77, 81, 82). Am 21. Januar 1788 Amadeus Raskewitz. Dann Mauritius v. Strachwitz 20. März 1789 bis 15. Februar 1790. Nach einer längeren Lücke erscheint am 2. Juli 1795 v. Proszynski. Unter dem Prior Dominicus v. Cybulski ist das Hypothekenbuch angelegt worden; er wird in den Jahren 1796, 97, 99, am 8. Oktober 1800 erwähnt. Gaudentius v. Olkowsky wird am 25. März 1804 und 18. Mai 1806, Hyacinth Wirzikowski am 30. Oktober 1806 erwähnt. Hiermit schließt die Reihe der Prioren. Bald darauf wurden sämtliche Klöster in Schlesien im November 1810 durch Dekret des Königs aufgehoben, somit auch das Paulinerkloster zu Wiese, nachdem es 422 Jahre bestanden hatte.

ferner lernen wir aus dem Grundbuch bis 1810 einige Scholzen von Wilkau kennen. Am 20. Juni 1764 ist Jakob Kontny Scholze. Er wird, nebenbei bemerkt, in einem polnischen Kaufkontrakt erwähnt, der einzigen in polnischer Sprache geschriebenen Urkunde! Alle übrigen Urkunden sind in deutscher Sprache verfaßt, und zwar in einer, wie die mitgetheilten Proben darthun, ziemlich reinen deutschen Sprache.

Außerordentlich lange war Scholze der Freibauer Michael Chrzaszcz, nämlich seit Januar 1768 bis Januar 1789. Er mochte aus Altersschwäche sein Amt niedergelegt haben, da er bereits am 25. August 1789

sein Freibauergut an den Sohn Lucas für 350 Thaler verkauft hat. Diese Reihe von Jahren ist einmal, nämlich im Oktober 1776 unterbrochen, wo Johann Glazel Scholze war.

Die Scholzenwahl hat sicherlich im Januar stattgefunden.¹⁾ Denn am 3. Januar 1789 ist nach Michael Chrzaszcz, am 18. Januar 1789 bereits der schon erwähnte Johann Glazel Scholze. Als solcher erscheint er noch im Dezember 1810.

An der Spitze des Gerichtsamtes des Klosters Wiese stand der Justitiar Glazel, wohl ein Verwandter des Wilkauer Scholzen Johann Glazel. Am 21. März 1808 vollzog er die letzte hypothekarische Eintragung. Unmittelbar darauf erscheint die nächste hypothekarische Eintragung erst am 29. Dezember 1810, vollzogen vom „Königlichen Gerichte zu Wiese“ und unterzeichnet vom Justitiarius Schwand. Inzwischen war nämlich, wie wir bereits wissen, im November 1810 das Kloster Wiese aufgehoben und seine Besitzungen zu der staatlichen Domäne Wiese ausgewandelt worden. Daher der Titel „Königliches Gericht zu Wiese“. Manchmal heißt es ausführlicher: Königliches Domänen-Gerichtsamt Wiese. Justitiarius Schwand stand noch im Jahre 1825 an der Spitze desselben. (Derselbe verwaltete auch das Gerichtsamt Groß-Nimsdorf und wohnte in Ober-Glogau.)

IV.

Relution der bäuerlichen Robotten und Abgaben in Wilkau 1815.

Wie im Leben des einzelnen Menschen zuweilen ein Unglücksfall schließlich segensreiche Folgen nach sich zieht, so auch im Leben der Staaten. Der preußische Staat war durch die unglückliche Schlacht bei Jena und Auerstädt im Jahre 1806 an den Rand des Abgrunds gebracht worden. Aber gerade dieser tiefe Fall diente dazu, die noch vorhandenen inneren Kräfte des Vaterlandes zu sammeln und zu stärken. Vom Minister v. Stein beraten, erließ König Friedrich Wilhelm III. eine Reihe von heilsamen Gesetzen, durch welche der Bürger- und Bauernstand von den feudalen Fesseln der bisherigen Zeit befreit wurde und im Besitz einer größeren Freiheit, zur Blüte und zum Bewußtsein seiner Kraft gelangte. Ohne die heilsamen Gesetze, welche nach 1806 den preußischen Staat umwandelten, wäre die glorreiche Erhebung von 1813 nicht möglich geworden!

Die Reform der bäuerlichen Verhältnisse, 1813 unterbrochen, wurde nach siegreicher Beendigung des Riesenkampfes gegen Frankreich fortgeführt.

¹⁾ Es scheint, daß die Scholzen aus der Zahl der Freibauern genommen wurden.

Die Bauern hatten jetzt die leiche Möglichkeit, die lästigen, ihren Stand entwürdigenden Robotten und Abgaben an die Grundherrschaft abzulösen, aus erbunterthänigen Bauern völlig freie Besitzer ihres Grundes und Bodens zu werden.

Von der Vergünstigung, welche die neuen Gesetze boten, machten die Bauern von Wilkau frühzeitig Gebrauch. Am 11. November 1815 schlossen sie mit dem königlichen Fiskus als Dominio des säkularisierten Pauliner Klosters Wiese den nachstehenden Robott- und Zins-Relutions-Vertrag:

Es werden auf ewige Zeiten reluiert sämtliche Hand- und Spanndienste der Bauern und Häusler zu dem Klostervorwerk Wiese und den dazu gehörigen Mochauer Äckern, ferner sämtliche Geld- und Naturalzinsen der Gemeinde zum Dominio Wiese, nebst dem bischöflichen Geldzehnt. Und erkaufte wird die Jagdgerechtigkeit, mit Relution der Baudienste.

Es folgt nun eine ins Detail gehende Aufzählung der Robotten und Abgaben, welche von jedem Bauergut und jeder Häuslerstelle seit jeher zu leisten waren, sowie eine Umrechnung der Robotten und Abgaben in Geld.

Diese Arbeit war eine überaus mühevoll. Schließlich wurde herausgerechnet, daß diese Robotten und Zinsen einen Wert von 274 Reichsthaler 16 Silbergroschen $4\frac{3}{16}$ Pfennige hatten, eine Summe, welche zu 5 Prozent kapitalisiert, 5490 Reichsthaler 17 Silbergroschen ergab.

Diese Summe von 5490 Reichsthaler 27 Silbergroschen und die davon zu entrichtenden Zinsen wurden als Correal-Schuld auf die Gemeinde hypothekarisch eingetragen.

Sieht man nun jene Robotten und Zinsen an, die von jeder Bauernstelle und jedem Häusler zu leisten waren, so staunt man über deren Mannigfaltigkeit. So hat beispielsweise der Bauer Johann Strizek folgendes abzulösen:

1. Spanndienste	13 Rthlr.	4 Sgr.	
2. Grundsteuer	3	8	$9\frac{3}{5}$ Pfg.
3. Robottzins	—	7	—
4. Handdienste	3	6	$7\frac{1}{5}$ "
5. Baudienste	—	2	3 "
6. Bauzufhren	—	2	3 "
7. Schinkengeld	—	—	$9\frac{3}{5}$ "
8. 3 Hühner	—	6	—
9. 21 Eier	—	2	$9\frac{3}{5}$ "
10. 1 Stück 6 Haspeln Garn	—	6	—
11. $2\frac{1}{2}$ Metzen Gerste	—	3	9 "

12. 1½ Metzen Leinsamen	—	Rthlr. 6	Sgr. 9	Pfg.
13. 6 Scheffel 9 Metzen Hafer	4	"	22	" 1½ "
14. Bischöflicher Zehnt	—	"	6	" 1½ "
15. Schulmeister-Beitrag nach Müllmen	—	"	7	" 11 "

Dieselben Posten kehren bei den anderen in entsprechender Weise wieder. Nur die drei Freibauern Johann Glatzel, Johann Sajonz und Lucas Chrzaszcz sind reichlich privilegiert. Dieselben haben nur zu entrichten:

Johann Glatzel Spanndienste	—	Rthlr. 12	Sgr. —	Pfg.
Grundsteuer	6	"	16	" — "
1 Scheffel 4 Metzen Hafer	1	"	9	" 9 "
Bischofszehnt	—	"	5	" 1 "

Noch leichter hat es Johann Sajonz und Lucas Chrzaszcz, bei denen in ähnlicher Höhe nur die Spanndienste, Grundsteuer und Bischofszehnt vermerkt sind.

Es werden im ganzen 20 Bauernstellen gezählt; außer den genannten 3 Freibauern sind es die Robottbauern Anton Krall, Matthes Gurek, Simon Sobotta, Jakob Sboron, Johann Strizek, Johann Kontny, Matthes Jersch, Josef Kontny, Kasper Gründel, Georg Gurek, Michael Jersch, Franz Spiller, Simon Gurek, Josef Sobotta, Anton Sobotta, Kasper Gurek, Jakob Kontny. Dann vier Häusler, welche nur einen geringen Grundzins und je zwei Handtage zu leisten haben.

Übrigens ging die schwierige Verhandlung nicht ganz glatt ab. Es unterzeichneten dieselbe nur der Freibauer Johann Glatzel und der Bauer Kasper Gründel; alle übrigen verweigerten die Unterschrift und zwar aus dem Grunde, „weil ihnen die Reluition der reservierten Steuern nicht nachgegeben worden“. Durch Vermittlung des Gemeindefchreibers und Schullehrers Kosubek aus Deutsch-Müllmen wurde indessen in allen Punkten eine Einigung erzielt.

Das Oberlandesgericht von Oberschlesien in Briesg bestätigte den 18. April 1817 den Ablösungsvertrag für immerwährende Zeiten.

Der Bauer Kasper Gründel besaß außer seinem Bauergut noch den Kretscham. Über die Robotten und Zinsen, die vom Kretscham an die Grundherrschaft zu leisten waren, wurde zu derselben Zeit ein besonderer Ablösungsvertrag geschlossen.

Es galt nun jetzt, die festgestellte Ablösungssumme nebst den Zinsen zu amortisieren; die Gemeinde war von der Grundherrschaft frei. Nur eine Verbindung bestand weiter fast bis 1848, die Verbindung mit dem Gerichtsamt Wiese. Alle gerichtlichen Akte mußten beim Gerichtsamt Wiese erfolgen. Dies war jedoch keine Last, da Wilkau von Wiese nur

1 Meile entfernt ist. Und auch diese letzte Verbindung mit der alten Grundherrschaft sank dahin, als im Jahre 1849 die zahlreichen Gerichtsämter der Dominien aufgehoben und dafür die Kreisgerichte eingerichtet wurden. Wilkau kam unter das Kreisgericht in Neustadt zu stehen, das in Ober-Glogau eine Gerichtskommission unterhielt.

Wie bereits hervorgehoben worden, schließt das Hypothekenbuch mit dem Jahre 1823. Es mögen hier noch einige Notizen daraus mitgeteilt werden.

Im Jahre 1815 bis 1818 erscheint der Freibauer Lucas Chrzaszcz als Scholze von Wilkau; 1820 Disederius Glazel, ein Sohn des vielgenannten Johann Glazel.

Das Gerichtsamt von Wiese wurde in Wiese abgehalten, indem der Justitiar, Aktuar und ein Zeuge oder Dolmetsch sich von Ober-Glogau dahin begaben. Daß das Gerichtsamt aus diesen drei Personen bestand, ergeben die Unterschriften, da diese drei Personen die Verhandlungen unterzeichnen.

Es kam jedoch vor, — wohl auf Antrag der Parteien, wenn Lokalbesichtigung erforderlich war, oder vielleicht auch zu bestimmten Terminen — daß das Gerichtsamt sich nach Wilkau verfügte. So lesen wir im Hypothekenbuche (Folio 286): „Actum Wilkau, den 3. Juli 1815. Bei der heutigen Anwesenheit des Gerichtsamts hierselbst erscheint der gegenwärtige Bauer Auszügler Matthes Jersch.“

Noch interessanter ist es, daß sich das Gerichtsamt an zwei Stellen Dreiding nennt. So ist zu lesen (Fol. 311): „Actum Wiese, den 13. März 1816. Bei Abhaltung des Dreidings von der Gemeinde Wilkau erscheint der Bauer Andres Glombitza auf Polnisch-Olbersdorf.“ Und bald darauf (Fol. 313) in ähnlicher Weise: „Actum Wiese, den 13. März 1816. Bei Abhaltung des Dreidings erscheint die Marianna Gureck, verhehelichte Matthes Jersch in Beistand ihres Ehemannes.“

Woher kommt es, daß das Gerichtsamt sich Dreiding nennt? Etwa weil es aus drei Personen besteht? Oder weil es vielleicht dreimal im Jahre abgehalten wurde?¹⁾

Obwohl in Deutsch-Müllmen, wohin Wilkau eingepfarrt war, eine Schule bestand, so wurde diese doch wenig besucht. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts konnte außer Johann Glazel und Lucas Chrzaszcz, welche das Scholzenamt bekleideten, nur noch der Kretschambesitzer Kasper Gründel seinen Namen unterschreiben. Die übrigen und sämtliche Frauen

¹⁾ Jedenfalls wohl deshalb, weil es „drei jährliche Gerichte“ gab. Cf. Boenisch, Beiträge zur Geschichte der Vogtei in Schlesien. Festschrift von Leobschütz 1902, S. 78.

setzten anstatt der Unterschrift ein Kreuzzeichen. Diese drei waren gewissermaßen Dorf-Aristokraten, welche durch Besitz und Bildung über die anderen hervorragten.

V.

Neuere Zeit. Schule und Kirche. Kloster Wiese.

Der Freibauer und Erbscholze Lucas Chrzaszcz hatte einen Bruder, der sich dem geistlichen Stande widmete, Joseph Chrzaszcz. Derselbe war Kaplan in Peiskretscham 1799 und dann Pfarrer und Erzpriester in Chrzumczütz. Als nun Lucas im Jahre 1818 starb, hinterließ er die Witwe Marjanna geborene Czaja und drei Söhne. Von diesen war Anton 1795, Vincenz 1801, Augustin 1805 geboren.

Die Verhandlungen, die sich an den Tod des Lucas Chrzaszcz knüpfte, werfen in mehrfacher Hinsicht manches Licht auf die bäuerlichen Zustände zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Was zunächst die Errichtung eines Testaments anbetrifft, so wurde dasselbe in der Wohnung des erkrankten Lucas von seinem Bruder, dem Pfarrer Joseph niedergeschrieben und vom „Dorfgericht“ unterzeichnet und besiegelt. Das Dorfgericht bestand aber aus drei Personen, dem Scholzen und zwei Gerichtsleuten. Da nur Lucas seinen Namen unterschreiben konnte, so setzten die beiden Gerichtsleute Johann Striczek und Johann Sajonz drei Kreuzzeichen statt der Unterschrift und drückten das mit Schwärze versehene Dorfgerichtssiegel ihrer Unterschrift bei. Das Testament wurde hierauf zweimal mit dem Dorfgerichts-Siegel verschlossen und dem Gerichtsamt von Wiese übersandt, welches das Testament anerkannte und am 12. Dezember 1818 publizierte.

Ein Testament konnte demnach vor dem Dorfgerichte errichtet werden.

Ferner sind einzelne Bestimmungen des Testaments wichtig. Von den drei Söhnen erbt das Bauerngut Nr. 23 der jüngste! Das aber ist ein Gegensatz zur früheren Gewohnheit, der zufolge der älteste dem Vater folgte. Der Grund, warum nicht der älteste Sohn Anton dran kam, bestand darin, daß letzterer sich dem geistlichen Stande widmete und in Breslau die Theologie studierte. Nun hätte der zweite Sohn Vincenz dran kommen sollen; der Vater giebt aber nicht ihm, sondern wie erwähnt, dem jüngsten das Bauerngut; vielleicht deshalb, weil der zweite Sohn zum Betrieb der Landwirtschaft sich wenig eignete. Das Bauerngut übernimmt also der 15 jährige Augustin unter Leitung seiner Mutter und unter Vormundschaft seines Oheims, des Pfarrers von Chrzumczütz. Anton und Vincenz erhalten 200 Thaler u. s. w.

Augustin Chrzaszcz schloß schon am 29. Mai 1822 die Ehepacten mit Barbara, Tochter des in Polnisch-Probnitz ansässigen Freibauers Johann Janusch, welche ihm in die Ehe 650 Thaler bar, 1 Pferd, 3 Kühe, 12 Schafe einbrachte. Am 27. Juni 1823 bescheinigen die Brüder, Kaplan Anton Chrzaszcz in Oppeln und Arendenbesitzer Vincenz Chrzaszcz, daß sie je 200 Thaler väterliche Erbgelder von ihrem Bruder, dem Freibauer und Erbscholtiseibesitzer Augustin erhalten haben.¹⁾ —

Wie haben sich die Zeiten geändert! Zu Anfang des 19. Jahrhunderts konnten in Wilkau nur etwa 3 Bauern ihren Namen schreiben — heute wird sich unter den Erwachsenen kaum eine Person finden, die nicht lesen und schreiben könnte. Wilkau war auf die Schule in Deutsch-Müllmen angewiesen, wo seit 1822 Anton Haydam Schullehrer war. Er erscheint in unserem Hypothekenbuch bei der Regelung des Nachlasses der am 17. September 1822 in Wilkau verstorbenen Kretschmerin Hedwig Gründel. Durch mehr als 40 Jahre hat er eine neue Generation großgezogen und es erlebt, daß 1858 in Wilkau selbst eine neue Schule erbaut wurde. Der wissenschaftliche Eifer erwachte; zahlreiche Söhne der Wilkauer Bauern widmeten sich den höheren Studien und jetzt kann das Dorf stolz hinschauen auf eine lange Reihe von Männern, welche im Dienste der Kirche und des Vaterlandes ehrenvoll dastanden und heute noch ein höheres Amt bekleiden.

Wilkau ist eines der wohlhabendsten Dörfer des mit reichen Bauern wohl versehenen südlichen Teiles des Neustädter Kreises. Ein ausgezeichnet, fruchtbarer Acker, emsiger Betrieb der bäuerlichen Landwirtschaft, das Prinzip der Unteilbarkeit des väterlichen Gutes und die Errungenschaften der modernen Kultur haben jene Wohlhabenheit gezeitigt. In einer fast schnurgeraden Linie geht die Dorfstraße, zu beiden Seiten derselben reiht sich ein prächtiges Haus an das andere, mit wohlgeordneter Hofstätte und Garten.

Bereitwillig spenden die Wilkauer von ihrer Wohlhabenheit ihren Teil zu guten Zwecken. Als vor kurzem in Deutsch-Müllmen Pfarrer Gorke unter Belassung des alten denkwürdigen, hochragenden Turmes eine neue Kirche baute, mit kostbaren Altären und formvollendeten Malereien das Innere des Gotteshauses schmückte, da konnte er wie auf die übrigen Parochianen, so insbesondere auf Wilkau rechnen, wenn es galt, einen Dienst oder Almosen zur Ehre Gottes und seines heiligen Tempels zu erlangen.

Und nun noch einige Bemerkungen über das 1810 aufgehobene Kloster Wiese! Das Klostergut wurde an den Kreissteuer-Einnehmer Hahn verkauft

¹⁾ Augustin Chrzaszcz starb ohne männliche Nachkommen. Jetzt besitzt das Bauerngut die Familie Twardy. Übrigens wird der Name im Hypothekenbuch Chrzonez geschrieben.

und ging dann, nachdem es von den Hahn'schen Erben 1845 zur freiwilligen Subhastation gestellt worden, für 15 850 Thaler an den Grafen Oppersdorf über. Die Klosterkirche wurde 1855 zur Pfarrkirche für Wiese, Blaschewitz, Mochau und Dirschelwitz erhoben.¹⁾ Als solche besteht sie noch heute.

Die Erinnerung an die Pauliner Mönche, die ehemaligen Grundherrn des Dorfes Wilkau, ist fast erloschen. Eines Pauliners möge noch gedacht werden, dessen Andenken in Peiskretscham fortlebt; es ist dies Benedikt Switalla. Er war Weber und Zolleinnehmer. Nach dem Tode seiner Ehefrau trat er in Czenstochau in den Paulinenorden, wo er auch Priester wurde. Er wurde dann nach dem Kloster Wiese versetzt und bekleidete das Amt eines Priors. Nach Auflösung des Klosters kehrte er in seine Vaterstadt Peiskretscham und half als tüchtiger Redner in der Seelsorge aus. Er starb 1833, nachdem er eine noch bestehende Orgel gestiftet hatte. Sein Enkel war der Pfarrer Mastalski in Radzionkau, der sich durch den Bau der prachtvollen gotischen Kirche ein Denkmal aere perennius gesetzt hat.²⁾

Ist auch das Kloster Wiese verschwunden, sind auch dessen Mönche längst in Staub zerfallen: ein Vermächtnis hat die Stürme der Zeit überdauert, das Skapulierfest! Am 16. Juli wird alljährlich wie zur Zeit der Mönche, so auch jetzt noch in der ehemaligen Klosterkirche, jetzigen Pfarrkirche zu Wiese das Skapulierfest feierlich begangen. Da kommt die katholische Bevölkerung recht gern nach Wiese, und unter denen, die dahin kommen, fehlen auch die Wilkauer nicht. Das frühere Unterthänigkeits-Verhältnis des reichgesegneten Dorfes Wilkau zu Kloster Wiese hat aufgehört, das ideelle Verhältnis dauert fort.

Das Verhältnis des Oberschlesiens zu den Himmelskörpern.

Eine volkscundliche Betrachtung

von

Dr. Drechsler in Jabrze.

Alter Glaube lehrt das Volk, daß Menschentum und der Natur geheimste Mächte im innersten Zusammenhange stehen. Das Lebensgeschick eines Menschen wird abhängig gedacht von den verschiedenen Himmels-

¹⁾ Triest, Topographisches Handbuch von Oberschlesien 1071.

²⁾ Chrzaszcz, Geschichte der Stadt Peiskretscham und Cost 1900, 138. Daß Switalla im Kloster Wiese Prior gewesen, erzählt die mündliche Überlieferung.

zeichen, unter denen er zur Welt gekommen ist. So ist der Krebs ein schlimmes oder böses Himmelszeichen, und ein Mensch, der in ihm geboren ist, geht rückwärts in all seinem Thun; wer unter dem Zeichen des Fisches oder Wassermanns geboren ist, der gerät leicht in Schweiß.

Die Himmelskörper werden als belebte Wesen gedacht, verehrt und wohl beachtet. Nach der Sonne, dem Monde, den Sternen, dem Regenbogen darf man nicht mit dem Finger weisen. Die Sonne bringt alles an den Tag und scheucht alles Dunkle, Böse zurück. Daher wird böses Thun vor ihrem Aufgang gewirkt. Wenn die Sonne am Neujahrstage rot aufgeht, kündigt sie Krieg an. Ist sie durch einen Wolkenstreifen verdunkelt, ist ein Gewitter zu erwarten; „zieht sie“ beim Untergange „Wasser“, so fällt den nächsten Tag Regen. Wenn Krieg oder eine große Krankheit im Anzuge ist, so bleibt die Sonne eine Zeit lang am Himmel unbeweglich stehen. So will ein Mann in Keinerz, wie in einer Glatzer Zeitschrift berichtet wird, vor dem Kriege von 1870 die Sonne zwischen zwei Pappeln des dortigen Friedhofs zur Mittagszeit zwei Stunden lang haben stehen sehen. Läßt sich am Hochzeitstage die „liebe“ oder die „liebe Frau“ Sonne gar nicht blicken, ist das Eheleben liebe- und freudenleer. Zur Zeit einer Sonnenfinsternis glaubt man noch heute, es falle Gift vom Himmel: man müsse dann die Brunnen zudecken und das Vieh von der Weide heimtreiben.

Von den goldenen Strahlenbüscheln, die die Sonne beim Untergehen ausendet, heißt es: sie geht zu Golde, eine alte Redensart, die bei den schlesischen Dichtern früherer Jahrhunderte oft begegnet und auch in Oberschlesien zu Großmutterns Zeiten noch geläufig war. Der Nordböhme sagt: de Sunne giht zo Goute, wo Gott für Gold eintritt. Nach einem bekannten Kinderreime steht der Marienkäfer (Coccinella), das Marien- oder Sommerkäfel in mythischem Zusammenhange mit der Sonne:

„Sommerkäfel, flieg aus,
flieg bis ins Sommerhaus,
Laß die liebe Sonne 'raus!“

Wichtiger als die Sonne ist für den Menschen und die verschiedensten Lebensgebiete der Mond, und Spuren seiner Verehrung sind noch zahlreich vorhanden. Sieht man den Mond im ersten Viertel zum erstenmal, so macht man ihm, nicht nur in Oberschlesien, drei Verbeugungen und wünscht sich stillschweigend etwas: es geht nach allgemeinem Glauben in Erfüllung. Ja, in Goldentraum bei Lauban gab es nach einem Pastoralbericht noch 1895 drei Personen, die den Mond anbeteten. „Sie gehen bei hellem Mondenschein auf einen Kreuzweg und beten den Mond an. Dadurch bekommen sie die Macht, allerlei Zauber- und Herenkünste auszuführen.“ Ähnliches berichtet der gelehrte Nikolaus Magnus aus Jauer im Jahre 1405

in seinem Buche vom Aberglauben. Erblickt man den Neumond, klopft man noch heute dreimal auf das Geld im Portemonnaie und will sich dadurch das Geld sichern. Von übler Vorbedeutung ist es aber, wenn der Neumond in eine leere Börse scheint. Auch soll der „junge“ Mond, wie der Neumond im Volksmunde hier und da heißt, von allerlei Krankheiten befreien, wenn man ihn grüßt und preist:

„Ich grüße dich, du neues Licht,
für¹⁾ die Zähne und für die Gicht,
Und für die kleinen Beinelein,
Daß sie alle gesund mir sein.“

Im Thun und Lassen sich nach dem Mondwechsel zu richten, ist sehr alt; schon im 11. Jahrhundert wird es von der Kirche verboten. Doch besteht bis heute die Vorschrift: Bei zunehmendem (neuem) Monde muß man säen, pflanzen, Bäume beschneiden, Dünger fahren, Haare und Nägel stutzen, Hochzeit machen, eine neue Wohnung beziehen u. a. m. In Rosenberg sagt man: Wenn man schwerer werden will, muß man sich bei zunehmendem Monde wiegen. Auch soll alles, was man gegen den Vollmond säet oder pflanzt, viel kräftiger wachsen; leere Blumen z. B. Gänseblümchen, Stiefmütterchen, sollen sich dann füllen.

Ein Ausdruck der Verehrung, die der Mond genießt, ist es auch, daß man nicht mit dem Finger auf ihn weisen darf; er wird sonst zur Strafe steif. Aus Lublinitz hörte ich: Wenn man auf den Mond mit dem Finger zeigt, so zerschlägt man etwas; dies ist auch böhmischer Aberglaube. Wie dem Winde und den Wolken, darf man auch dem Monde nicht fluchen. Dies erfuhr bekanntlich jener Mann, der in pechschwarzer Nacht aufsfeld ging, um Erbsen zu stehlen. Plötzlich brach der Mond durch die Wolken und beleuchtete ihn, wie er gerade einen Sack mit Schoten füllte. Voller Wut fluchte er dem Monde. Zur Strafe wurde er mit seinem Sack in den Mond versetzt. So geht die Sage in Ober- und Mittelschlesien.

Im Mondenschein darf man auch die Wäsche nicht hängen lassen; der Träger der Wäsche würde sonst mondsüchtig. Dasselbe tritt nach weitverbreitetem Volksglauben ein, wenn das Fenster nicht verhängt ist und der Mond auf einen schlafenden Menschen scheint. Aus demselben Grunde soll man auch nicht Wasser trinken, worin der Mond scheint.

Der Mond gilt auch als Wetterprophet.

Hat er einen klaren Hof, sagt er heiteres Wetter an, hat er, besonders des Morgens, einen trüben Hof, steht Wind und Regen bevor. Alte

¹⁾ Bei Heilmitteln und Rezepten ist im Schlessischen „für“ soviel wie „gegen, wider“.

Wetterregel: Auf des Monden blaffen Schein stellt sich ein Regen ein, oder:
Pallida Luna fluit, rubicunda flat, alba serenat.

Man darf mit dem Finger auch nicht nach den Sternen zeigen, sonst, wie die Mutter die Kleinen belehrt, sticht man dem lieben Gott in die Augen oder sticht die Englein tot, und der Finger fault ab. Jeder Mensch hat sein Licht, seinen Stern am Himmel; fällt ein Stern, stirbt jemand. Zeigt man gerade auf seinen Stern, so muß man sterben; Tarnowitzer Glaube. Wenn ein Stern in der Nähe des Mondes steht, so fürchtet man den Ausbruch eines Feuers. Formen sich in klarer Nacht mehrere Sterne so, daß man die Gestalt eines Besens zu erkennen glaubt, so bedeutet das Krieg (Oppeln, Neustadt O.S.). Wenn über dem dritten Deichselstern des Wagens ein Sternchen, das sogenannte Reiterchen, aufblitzt, wird es regnen; allgemeiner Glaube bei den alten Leuten Oberschlesiens. Um Jabrze heißt es auch: Wenn in der Karfreitagnacht an einer bestimmten Stelle des Himmels Sterne stehen, so wird es im Laufe der Jahres viel Eier geben; stehen dort Wolken, viel Milch.

Wenn eine Sternschnuppe fällt, wird eine arme Seele erlöst. Was man sich, wenn man eine Sternschnuppe fallen sieht, wünscht, wird erfüllt. Wo eine Sternschnuppe zu Erde fällt, findet man einen Schatz oder — einen Kuhfladen. Fällt ein Meteor, glaubt das Volk im polnischen Oberschlesien allgemein, der Skrzotek (etwa Wichtelmännchen) bringe jemandem Geld.

Ein Komet bedeutet, wie überall, Krieg und Teuerung, ein Nordlicht großen Krieg. Im Nordlicht sieht man Spieße, Schwerter und Kriegsheere, die blutige Schlachten anzeigen.

Abendrot, sagt der Rosenberger, bringt Brot, Morgenrot fällt in Kot, sonst: Morgenrot fällt in Kot, Abendrot bringt einen schönen Tag mit sich.

Bei einem Gewitter gilt mancherlei: Früher glaubte man im Toster Kreise: wer sich beim ersten Gewitter mit einem Steine dreimal vor den Kopf schlägt, der bleibt das ganze Jahr von Kopfschmerzen befreit. Heute heißt es allenthalben: Aus welcher Gegend im Frühjahr das erste Gewitter kommt, von daher kommen sie während des Jahres. Wer bei einem Gewitter ist, wird als Sünder erschlagen. „Den Schlafenden läßt er schlafen, den Essenden wird Gott bestrafen.“ Allgemein schützt man sich gegen das Gewitter durch geweihte (sogenannte Gewitter-)Kerzen oder Schleißer von geweihtem Holze, die man anzündet, geweihte Palmen, die man aufs Feuer legt oder ans Fenster stellt oder womit man, wie in Beuthen, ans Fenster schlägt, oder Birkenzweige von einem Fronleichnamsaltare, die man unter das Dach gesteckt hat. Früher wurde bekanntlich zum Schutze

gegen das Gewitter auch geläutet, wofür dem Glöckner der „Donnergrofchen“ bezahlt oder die „Wettergarbe“ gegeben wurde. Man soll auf die Gewitterwolken nicht zeigen, auch nicht über sie spotten, sonst schlägt der Blitz ein. Man fage auch nicht, die Wolken feien „schwarz“, höchstens „finfter“, weil man sonst vom Blitze getroffen werde. Davon zeugen mehrere, zum Teil schöne Sagen.

Auf den Ästen der Bäume wachsen sogenannte Wetterbüfche oder Donnerbefen, auch Rübzahl's Bart genannt, ein wirres, buschiges Schmarozergewächs, Bartflechte (*Usnea*). Man glaubt, daß das Wetter an den Bäumen mit solchen Flechten vorüberziehe, daß es aber in das Haus einschlage, worin ein solcher Donnerbefen verbrannt werde. Wer sich beim Blitzen bekreuzt, wird nicht getroffen. Wo ein (kalter) Blitz niedergeht, findet man den Donnerstein oder Donnerkeil. Es ist ein harter, spitzer Stein, der sieben Ellen oder Klaftern tief in die Erde fährt. Jedes Jahr rückt er eine Elle oder Klafter höher gegen die Oberfläche der Erde, so daß er nach sieben Jahren ans Tageslicht gelangt. (So kehrt Donars geschleudertes Hammer Mjölnir stets wieder in die Hand des Gottes zurück.) Der mittelgroße, schwarze Feuerstein, der meistens durchlöchert ist, wird sehr geschätzt. Man schreibt ihm große Heilwirkung, besonders gegen Beherung, zu und wendet ihn gern gegen Geschwüre an, indem man sie damit lose bestreicht. — Wenn es zweimal hintereinander einschlägt, so löscht der zweite Blitzstrahl den ersten aus. Schlägt der Blitz in ein noch unvollendetes neues Haus, so schlägt es dort bei jedem Gewitter wieder ein. Auch der Oberschlesier wird nicht gern an der Stelle, wo ein vom Blitz abgebranntes Haus gestanden hat, ein neues errichten, weil er für den Neubau dasselbe Schicksal befürchtet. Was vom Blitze getroffen ist, ist „gezeichnet“. Man verwendet auch das Holz eines vom Blitze getroffenen Baumes nicht gern zum Brennen oder Bauen.

Wo kleine, weiße Wolken am Himmel stehn, sagt man: der heilige Petrus weidet Schäfchen oder Lämmel; daher heißen diese Wölkchen Lämmelwolken. Sie zeigen an, daß eine Seele zu den Seligen gelangt sei.

An die Stelle, wo der Regenbogen der Erde sich nähert, legen die Engel eine goldene Schale, damit er auf ihr ruhe. Auch glaubt man, daß dort, wo der Regenbogen auf die Erde stößt, ein Schatz vergraben liege, den nur ein unbekleideter Mann heben könne. Auch auf den Regenbogen darf man nicht mit der Hand zeigen, sonst verschwindet er, oder es schwindet der Finger.

So setzt der Volksglaube Erden- und Himmelswelt in enge Beziehung und erblickt in frommer Scheu überall Leben und Beseelung.

Sachsengänger.

Von

Adolf Schiller, Bresla.

Wer kennt sie wohl nicht, jene Zugvögel unter den Bewohnern der Provinzen Posen und Schlesien, die im zeitigen Frühjahr jeden Jahres ihre „sieben Sachen“ und zwei Kopfkissen in einen hohen Tragekorb packen, gebückt unter der Last ihres Reisegutes zum fernen Bahnhof wandern, die Wartesäle IV. Klasse überfüllen, die Hallen so dicht besetzen, daß alle anderen Reisenden sich mühsam zum Schalter hindurchwinden müssen, und dann mittelst Personen- und Extrazügen — oft Gäste der Viehwagen — einem meist unbekanntem Orte „zudampfen“, um den Sommer über als landwirtschaftliche Arbeiter die Groschen zu verdienen, welche sie und ihre Familien den langen Winter über vor Not, Hunger und Kälte bewahren sollen! „Sachsengänger“ hat sie der Volksmund genannt und die Träger dieses Namens werden jene Bezeichnung wohl für alle Zeiten behalten, denn längst sind die Jahre vorüber, in welchen man nur in Sachsen, Braunschweig und Anhalt dieser Saisonarbeiter bedurfte.

Magere Landstriche der Provinz Posen, der Regierungsbezirke Oppeln und Breslau sind die Heimat der Sachsengänger, welche der Verfasser dieser Arbeit im Auge hat. Die Ortschaften sind gewöhnlich sehr zerstreut; denn der Sandboden vermag eine dichte Bevölkerung nicht zu ernähren. Ein oft welliges Terrain, das die Gemarkung des Dorfes bildet, bietet von seinen höchsten Erhebungen dem Fremden eine Rundsicht über die mageren Roggen-, Hafer- und Kartoffelfelder. Größere oder kleinere Wiesen mit sauren Gräsern geben dem Orte einen grünen Hintergrund, liefern hin und wieder den Bewohnern etwas Torf zum Heizen und lassen das kleine Rindvieh und die schnellen Pferde der Wirtschaftsbesitzer, die Ziegen und Kaninchen der Häusler und Einlieger eine herbe, spärliche Nahrung finden. In Gesellschaft düsterer Kiefern wiegen nicht selten schlanke Birken langsam und traurig ihre langen Zweige. Hat ihnen vielleicht ein Geist ins Ohr geflüstert, daß ihre Ruten ohne Einwilligung der Besitzer von heimgekehrten Sachsengängern an den langen Winterabenden zu Besen gebunden, ihre Rinden zur Herstellung von Schnupftabakdosen geschält werden? Bauern mit größeren Besitzungen kennt ein solcher Ort selten. Die Bewohner lassen sich in Wirtschaftsbesitzer, Häusler und Tagelöhner einteilen. Die Quantität des zu einer Wirtschaft gehörigen Grund und Bodens ist eben so verschieden wie die Qualität desselben schwankt, doch rückt die Grenze der letzteren nicht über die mittlere Güte hinaus. Abgesehen von dem flugsande, der hier

und da anzutreffen ist, bestehen die Besitzungen aus einer Art Sandboden, der reichlichere Erträge liefert, als man ihm auf den ersten Blick ansehen kann. Der Hausbesitzer nennt gewöhnlich ein mit Stroh gedecktes Haus, zu welchem ein Garten, mitunter auch einige Ackerland gehören, sein eigen. Da die kleine Scholle seine Familie nicht zu ernähren vermag, muß er den größten Teil seines Unterhaltes durch Tagelohn verdienen. Er ist also im Grunde genommen ein „grundbesitzender Tagelöhner“. Einen verhältnismäßig großen Teil der Ortsbewohner machen die Einlieger aus. Sie mieten sich ein Zimmer, welches der ganzen Familie als Wohn- und Schlafzimmer dient. Fehlt die oft zur Stube gehörige dunkle Kammer, so müssen Kartoffeln und andere Vorräte unter der Bettstelle aufbewahrt werden. Nicht selten dient die „Kaminnische“ Hühnern und Kaninchen zum Aufenthalt. Die Wohnungsmiete wird nicht in ihrer vollen Höhe bar entrichtet. Vielmehr wird der Arbeiter verpflichtet, einen Bestandteil des Zinses durch Tagearbeit bei dem Wirte zu begleichen. Auf diese Weise sichert sich der Wirtschaftsbesitzer die unentbehrlichsten Hilfskräfte für die Erntezeit, wenn er selbst nicht einige erwachsene Kinder hat, mit denen er die Bewirtschaftung seiner Besitzung ohne fremde Arbeiter bestreitet.

Bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und noch darüber hinaus kam der Landbewohner der Provinz Posen und der rechten Oderseite der Provinz Schlesien nicht weit über die Grenze seines Ortes hinaus, wenn ihn nicht die Militärzeit drei Jahre an eine entfernte Garnisonstadt fesselte und die Manöverzeit es nicht mitbrachte, daß er auf den Märschen fremde Gegenden kennen lernte. Die Kreisstadt mit ihren Wochen- und Jahrmärkten befriedigte vollkommen die bescheidenen Ansprüche der Kreisinsassen. Der Häusler und Tagelöhner verdiente im Dorfe seinen Unterhalt, die Kinder dienten als Knechte und Mägde auf den Domänen der Umgegend. Selten wagte es ein Mutiger arbeitssuchend das Land zu durchstreifen. Hin und wieder wanderte eine pekuniär heruntergekommene Wirtschaftsbesitzerfamilie, welche noch einige Thaler besaß, nach Polen aus, um dort für wenige Rubel ein ansehnliches Stück Land einzutauschen. Junge Weber ließen sich wohl auch durch Verwandte oder Bekannte für die großen Webereien und Spinnereien nach Lodz und Warschau anwerben. War auch der Tagelohn vor zwanzig bis dreißig Jahren ein sehr niedriger, — ich kannte Besitzer, welche beispielsweise den Frauen 30—40 Pfennige, den Männern kaum das doppelte im Winter für das Dreschen des Getreides pro Tag zahlten — so reichte er bei dem damaligen Geldwerte und den bescheidenen Bedürfnissen vollständig aus, um die Ausgaben für Nahrung, Wohnung und Kleidung bestreiten zu können. Kartoffeln, das Hauptnahrungsmittel, erntete selbst der Tagelöhner von seinem Pachtacker so viel,

daß er das ganze Jahr mit dieser Frucht auskam. Das Kindertalg, welches zum Braten des „Brottes des armen Mannes“ verwandt wurde, kostete nur wenige „Silbergroschen“; Schweinefleisch war billig für den Sonntag zu erstehen, das Pfund Kalbfleisch bezahlte man mit fünfundzwanzig Pfennigen. Kaninchen wurden des Fleisches wegen häufig gehalten. Nach der Großväter Weise verzehrte der Pole — Sachfengänger sind fast ausschließlich Slaven — zum Frühstück seine saure Suppe, Surr genannt, mit demselben Appetite, mit dem er des Mittags seine Kartoffeln, seine Graupe, seine Hirse, seine Bohnen oder Erbsen und des Abends seine in Heringslake oder Krautwasser getunkte Kartoffeln verspeiste. Brot und Wurst galten als Leckerbissen. Die Kleider wurden aus grauer oder blauer Leinwand vom Dorfschneider für weniges Geld gefertigt. Die abgetragene Kopfbedeckung des Vaters zierte noch manches Jahr des Sohnes Haupt. Der „Glickschuster“ konnte sein Handwerk nur im Winter betreiben, denn jung und alt ging bis spät in die kalte Jahreszeit hinein auf den billigeren Naturledersohlen. Lag der Schnee nicht zu hoch, so klapperte alles in selbstgefertigten Holzpantoffeln die Straße entlang. Die Feuerung wurde in waldreichen Gegenden in Gestalt von Esehholz und Kiefernzapfen von den Kindern gesammelt. Sobald der Abend hereinbrach und das Abendbrot bei dem düsteren Lichte des Kienspahnes verzehrt war, suchte alles das Bett auf, um die Kosten der Beleuchtung zu ersparen. Allmählich nahm bei großem Kinderreichtum der einzelnen Familien die Volkszahl am Orte zu. In manchen Gegenden fiel die Zunahme um so mehr ins Gewicht, als niemand den Ort verließ, um an einen anderen Ort „einzuheiraten“. So stieg z. B. die Zahl der Bevölkerung in den Jahren von 1816—1880¹⁾ in dem Bezirke Oppeln um das doppelte, nämlich von 100 : 275. Die Folge davon war, daß das Dorf seine Bewohner nicht mehr zu erhalten vermochte. Das Vermögen der Wirtschaftsbesitzer verteilte sich unter die vielen Nachkommen, die Besitzungen wurden durch die Teilungen kleiner. Alle Glieder einer Besitzerfamilie konnten in der eigenen Wirtschaft nicht mehr beschäftigt werden; sie sahen sich deshalb nach Arbeit bei Fremden um. Die Arbeitsgelegenheit der Häusler und Einlieger wurde infolge der großen Konkurrenz immer seltener, zumal noch Maschinen aller Art auf den großen Besitzungen viele Hände erübrigten. Die Preise der Lebensmittel stiegen in demselben Maße, wie der Wert des Geldes sank. Händler, Hausierer, Krämer und Geschäftsleute aller Art kamen in die verlassenem Gegenden und steigerten durch das Angebot ihrer Waren die Bedürfnisse der Bevölkerung. Die hohe Schnapssteuer hatte bei den Alkoholgewöhnten keine bedeutende Abnahme des

¹⁾ Die Zahlen sind Meyers Konversationslexikon, vierte Auflage, Band IV entnommen.

Spirituskonsums zur Folge; sie leerte vielmehr bedeutend die Tasche des Trinkers. Die Morgenröte einer höheren Kultur ging zwar spät, aber noch früh genug den genannten Volksschichten auf, um denselben die herrschende Not bei größeren Ansprüchen so fühlbar zu machen, daß sie gezwungen waren, sich nach einer Erlösung umzusehen. Dieselbe war auch bald in Gestalt der Sachsengängerei, diesem Strömen des östlichen Volksüberflusses nach dem Industrie- und intensive Landwirtschaft treibenden Westen, gefunden.

Den landwirtschaftlichen Arbeitermangel im Westen Deutschlands hat zum großen Teil der ungeahnte Aufschwung der deutschen Industrie hervorgerufen. Manch intelligenter Arbeiter kehrte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Landwirtschaft den Rücken, um sich als Bergmann, Fabrik- oder Bahnarbeiter anwerben zu lassen; bot doch die stark entwickelte Großindustrie einen hohen Lohn und eine persönliche Freiheit, wie sie der landwirtschaftliche Betrieb nicht zu gewähren vermag. Nicht zu unterschätzen sind die Verlockungen des Großstadtlebens, welche viele in die Centralen der Fabrikgegenden trieben. Dieses Strömen nach den Industrieorten hatte eine große Vermehrung der Bevölkerung in fabrikreichen Gegenden und eine Abnahme in den landwirtschaftstreibenden Distrikten zur Folge. Während die Zahl der Industriearbeiter in dem Zeitraum von 1880—1895 von 4 800 000 auf 7 200 000 stieg, hatte die Landwirtschaft in derselben Zeit eine Verminderung ihrer Arbeitskräfte von 5 900 000 auf 5 600 000 zu verzeichnen. Die Verschiebung des Arbeitermarktes ist für die Gegenden am fühlbarsten geworden, in welchen die Zuckerrübenkultur den Anbau des Getreides verdrängt hat.

Die neue Epoche der sogenannten „intensiven Betriebsweise der Landwirtschaft“¹⁾ wurde eingeleitet durch v. Kleefelds Einführung des Kleees und der Zuckerrübe und fortgeführt durch Thaer mit der Begründung der Landwirtschaftslehre, durch Liebichs²⁾ „Chemie in Anwendung auf Agrikultur und Physiologie“ und Schuhmachers und Wollnys Agrikulturphysik. Das Studium des Bodens und der Nährstoffe der Pflanzen brachte dem Landwirt eine gewisse Garantie für das Gedeihen einer bestimmten Frucht auf dem Ackerstück, welches ihm seiner chemischen Zusammensetzung nach genau bekannt war. Eignete sich ein Feld zum Anbau der Pflanze, welche der Besitzer gern gezogen hätte nicht, bedurfte es nur der Zuführung des mangelnden Stoffes, um dasselbe für die günstige Entwicklung der Frucht

¹⁾ A. Thaer „Grundsätze der rationellen Landwirtschaft, neue Bearbeitung von Kraft“.

²⁾ Liebich „Chemie in Anwendung auf Agrikultur und Physiologie“. Litteratur zur ländlichen Arbeiterfrage: Freiherr von der Goltz: „Die ländliche Arbeiterfrage“. „Die ländliche Arbeiterklasse und der preussische Staat“.

geneigt zu machen. Durch Einführung des künstlichen Düngers sind der Landwirtschaft chemische Stoffe in die Hand gegeben worden, mit Hilfe deren sie dem Lande die verbrauchten Stoffe leicht und bequem ersetzen kann. Hand in Hand mit der besseren Bewirtschaftung des Bodens begann die bessere Ausnützung desselben durch den Anbau der gutbezahlten Handelsgewächse, wie der Zuckerrübe,¹⁾ des Tabaks, des Flachses, der Gewürzkräuter und des Gemüses. Die wichtigste Kulturpflanze, welche in manchen Gegenden, wie in der Magdeburger Börde, in den Ländern Anhalt und Braunschweig einen ungeahnten Reichtum begründet hat, ist die Zuckerrübe. Um dem Boden möglichst hohen Ertrag abzugewinnen, ist eine sorgsame Pflege der genannten Frucht unerlässlich. Die Aussaat geschieht im April oder Mai mit der Drillmaschine. Damit die Pflänzchen vor Nachfrösten geschützt werden, wird der Same dicht gesät, denn je dichter die Rübenbüschel, desto widerstandsfähiger sind sie. Sobald aber die Wurzeln die Dicke eines Strohhalmes erreichen, beginnt die ungeheure Arbeit, zu welcher man Tausende von Händen bedarf. Nach dem „Verziehen“ muß das Rübenfeld während des Sommers vier bis fünf Mal behackt werden, bevor die Ernte im Oktober beginnt. Die außerordentliche Arbeitsleistung, welche der Anbau der Zuckerrübe und anderer Hackfrüchte beansprucht — auch die Einführung der Stallfütterung braucht viele Hände — hat in Sachsen und den anderen westlichen Provinzen den durch die Entwicklung der Industrie hervorgerufenen landwirtschaftlichen Arbeitermangel so erhöht, daß man genötigt war, sich nach fremden Arbeitern umzusehen, wollte man die Zuckerrübenkultur auf derselben Höhe erhalten. Gern nahmen die im ersten Teil dieser Arbeit genannten überflüssigen Arbeitskräfte des Ostens die günstige Arbeitsgelegenheit an. Welche Zahl fleißiger Hände Sachsen bedarf, welche große Flächen Zuckerrüben daselbst angebaut werden müssen, erhellt wohl am besten die Thatsache, daß von den 312 preussischen Zuckerfabriken allein 129 auf die genannte Provinz kommen. Da die Zuckerrüben sofort nach der Ernte in die Fabriken wandern, kann der Landwirt die vielen Arbeiter im Winter nicht beschäftigen. Die natürliche Folge dieser Thatsache ist, daß die Fremden nur für die arbeitsreiche Sommerszeit kontraktlich verpflichtet werden. Die aus dem Osten stammenden Arbeiter können bei den relativ hohen Löhnen, den gutbezahlten Accordarbeiten und bei ihrer einfachen Lebensweise soviel erübrigen, daß sie den Winter von den Ersparnissen in ihrer Heimat den Unterhalt bestreiten. Der Mangel an Arbeit zur

¹⁾ Große Zuckerrübenkulturen befinden sich bei Magdeburg, Merseburg, Braunschweig, zwischen Breslau und Schweidnitz, im Oderbruch. Tabak wird angebaut auf 21091 Hektar. Flachs bringt Süd- und Mitteldentschland, Hannover und das nordische Tiefland hervor.

Winterszeit im Westen einerseits, der hohe Verdienst und das Verlangen der Arbeiter, die kalte Jahreszeit bei den Ihrigen daheim zuzubringen andererseits, hat die Gruppe von Arbeitern hervorgerufen, welche man mit dem Namen der Saisonarbeiter oder Sachfengänger belegt. — Außer Häuslern und Tagelöhnern finden sich unter den nach Sachsen wandernden Arbeitern viele Söhne und Töchter der kleinen Wirtschaftsbesitzer. Die letzteren treiben oft unerquickliche häusliche Verhältnisse, die Lust am ungebundenen Leben nach den täglichen Arbeitsstunden, meist aber die Not der Familie in die Fremde. Viele kleine Besitzer übernehmen mit einer geringen Anzahlung die Wirtschaft. Hohe Zinsen, großer Kinderreichtum, tägliche Ausgaben auf geistige Getränke, Unglücksfälle aller Art werden die Ursache drückender Geldnot. Schon lange im voraus werden die Jahre, Monate und Tage gezählt, an denen die Kinder die Schule verlassen, um durch Sachfengängerei die Eltern unterstützen zu können. Je mehr Söhne und Töchter eine Familie senden kann, desto mehr weicht der Geldmangel, desto geringer wird die Schuldenlast. Die gute Zeit nimmt aber auch wieder ein Ende, wenn die Kinder einen eigenen Hausstand gründen und einen Teil ihrer Ersparnisse zurückfordern. So mancher sparsame Besitzersohn aus zahlreicher Familie hat mehrere hundert Thaler gespart, eine schöne Anzahlung auf eine kleine Wirtschaft. Besonders starke Männer verdienen ansehnliche Summen in Ziegeleien und Zuckerfabriken. Freilich giebt es auch Verschwender, die im Sommer einen lustigen Tag leben, ihr Lohn auf Essen, Trinken, Kleidung und Lustbarkeiten ausgeben und im Winter den Eltern zur Last fallen.

Besonders in früheren Jahren hatte das Leben in Sachsen für die Arbeiter viele Versuchungen und gefährdete oft die Sittlichkeit, brachte man doch Männer und Frauen gemeinsam — ungetrennt von einander — in schlechten Wohnungen unter. Trotzdem diese schreiende Übelstände überall beseitigt sind, verdirbt oft das unbeaufsichtigte Beieinander und das freie Leben die Sitten der jungen Arbeiter. Der Umstand, daß im Sommer der Unterhalt für das ganze Jahr erarbeitet wird, entwöhnt viele der Winterarbeit. Sie sind nicht mehr dazu zu bewegen, sich als Dienstboten zu vermieten. Handwerkern fehlt es an Lehrlingen, denn jeder Schulentlassene will nach der Konfirmation nicht mehr „umsonst“, sondern für Tagelohn arbeiten. Auch die Genügsamkeit, welche das Leben von den Menschen in unfruchtbaren Gegenden verlangt, geht verloren. Unzufriedenheit, manchmal Übergang zur Sozialdemokratie sind natürliche Folgen. Der Arbeitermangel ist auch in der Heimat der Sachfengänger ausgebrochen, und Russen, Polen und Österreicher, eine auf sehr niedriger Kulturstufe stehende Arbeiterschaft, nehmen manche deutsche Mark ins Ausland mit. Die oft geschmähte

Sachfengängerei hat auch ihre guten Seiten. Die Vorteile derselben überwiegen wohl die Nachteile. Eine höhere Kultur ist es, welche die Sachfengänger in die entlegenen Distrikte gebracht hat. Viel Geld wandert in die armen Gegenden, ermöglicht den Menschen eine bessere Lebensweise, gewährt vielen ein sicheres Brot und verschafft dadurch dem Handel neue Absatzgebiete. Mancher Einliegerfamilie ist es gelungen, ein bescheidenes Haus mit den Ersparnissen zu erwerben, mancher Besitzerfamilie errettete die Sachfengängerei ihre jungen Glieder vor Bankerott und wucherischen Ausbeutern. Die Ertragsfähigkeit des Bodens in der Heimat der Sachfengänger hat sich in den letzten Jahrzehnten gesteigert, nachdem man begonnen hat, ihn nach deutschem Muster zu bebauen und zu bearbeiten. Die Gärten zeigen an Stelle der Holzäpfel und Holzbirnen gute Obstsorten. Manches eingeführte Haus- und Wirtschaftsgerät hat sich durch seine praktische Verwendbarkeit beliebt gemacht.

Das Graumännchen.

Von

Karl Klings, Schöneberg-Berlin.

Die Windsbraut sprang um das alte Bauernhaus wie eine rasende Tänzerin, und der Sturm flog hinter ihr drein und spielte ihr auf zum Tanze. In ihrer Tollheit zauste sie das glattgefegte Strohdach, schlug mit dumpfem Fußtritt gegen die flappernden Thüren, trommelte an die Fensterscheiben oder wirbelte den körnigen Schnee dagegen, daß er knirschend und wimmernd am klingenden Glase niederrieselte. Dabei sang sie aus vollem Halse ein wildes rauhes Lied, in dem alle Stimmen der Erde und des Himmels, wie in einem Hegenkessel, durch einander brodelten: Pferdewiehern, Wolfsgeheul, Engelweinen und Teufelslachen, Orgelbrausen, Posaunen und Trompeten, Kinderwimmern, fluchen und Schluchzen. Hui! flog es im Schornstein hinunter, und huih, huih! blies es mit vollen Backen in die roten Kohlen, daß die Flammen erschrocken aus dem Küchenofen herauszüngelten.

Die beiden Mägde, die gerade am Ofen standen und mit den Töpfen hantierten, in denen Kartoffeln und Rüben dampften, schrieen entsetzt auf, als sie die Flammen aus dem Thürchen heraus lecken sahen und einen eisigen Luftstrom an ihren Beinen fühlten.

„Ihr Leute, ihr Leute, su a Storm!“ rief die Kleinemagd und legte ihre Hände beschwörend zusammen. „Wenn a Brand rauskimmmt hinte, 's ganze Dorf briht nieder.“

Die Großemagd aber lachte dazu und sagte: „'s baumelt woll wieder a Gehangner ein fuchspusche. Do is immer a su a roasnicher Wind. Denk doch bloß, wie der Weinitsche-Schuster — — —“

In diesem Augenblicke flog die Küchenthür sausend auf, eine Schneewolke wirbelte herein und erstickte die weiteren Worte. Draußen im dunkeln Flur schlug der Sturm die Hausthür gegen die Wand, daß es frachte, und auf den Ziegelsteinen rollte ein Stück Holz.

Da verging auch der Großemagd das Lachen. Beide standen sie sprachlos, starr, zitternd vor Schreck und Kälte. Was sollte das heißen?

„Du host doch de Hausthür eigeriegelt, Rese?“

„Inne freilich doch!“ versicherte die Kleinemagd.

Als sie sich hinaus wagten, fanden sie den großen hölzernen Hausthürriegel in der Mitte entzwei gebrochen, die eine Hälfte tief in den Flur geschleudert. Aber draußen ließ sich keine Seele hören oder sehen, der Schnee lag glatt gestrichen im Hofe, — nirgends eine Fußstapfe, eine Spur von Diebestritten. Bauer und Bäuerin, Knecht und Junge waren noch in der Kirche. Also hatte der Sturm die Thür aufgebrochen, die Mägde konnten sich beruhigen.

Aber es gelang ihnen schlecht. Noch lange steckte es ihnen in den Gliedern wie Blei und Eis. Der kalte Wind hatte alle Wärme aus der Küche hinausgeblasen und mit ihr alle Gemütlichkeit. In dem engen Raume ward es immer düsterer. Ganz schwarz kauerte schon in den Ecken die Dämmerung, und ihre Schatten reckten sich immer höher an den Wänden empor. Nur an die Fenster klammerte sich noch der Tag mit seinem stumpfen Lichte, der letzte Tag des Jahres. Aus dem Ofen fiel ein schmaler Lichtstreifen und malte ein Band blutrot auf die gegenüberliegende Wand. Dorthin hockten sich die Mägde, schmiegtesten sich aneinander und wärmten sich.

So wich ihre Aufregung allmählich, aber es ward ihnen doch nicht recht frei zu Mute. Mit dem Windstoß mußte etwas zur Thür hereingewirbelt sein und unsichtbar auf sie eindringen. Es hing in der Luft, fremd, seltsam und undämmerte dunkel ihr Gemüt. Der alte trauliche Küchenraum, in dem sie Tag für Tag stundenlang weilten und sich so heimisch fühlten, kam ihnen fast fremd vor. Eine Stille war wie im Grabe, eine Würde wie in der Kirche. Nur die Flammen im Ofen sangen leise, und manchmal knisterte ein springendes Kohlenstückchen.

„Rese, der Säger sticht.“

Erschrocken sprangen beide auf und sahen sich betroffen an.

„A Zächa!“ murmelte die Rese, und die Großemagd nickte.

Wie konnte die Uhr bloß stehen bleiben? Sie wurde doch immer mit peinlicher Pünktlichkeit aufgezogen. Der Bauer besorgte es selbst, jeden Morgen, wenn er aufstand, und er war so daran gewöhnt an diese Arbeit, daß er sie niemals vergaß. Hatte er heute doch einmal — — —? Aber nein, die Gewichte hingen noch hoch, die Uhr war noch lange nicht ausgelaufen. Wie konnte sie also stehen bleiben, wie war das möglich? — An den Windstoß dachten sie nicht mehr. — Ohne Zweifel, das hatte etwas zu bedeuten, das war sicher ein „Zeichen“.

„Doas is a Zächa!“ wiederholte Rese dumpf, „’s hoot sich oangemeldet. Guste, Guste, ei ünsem Hause muß äs starba. Und ich wäp ’s oa, war — —? Ich hoa die Nacht Fische gefanga eim Troame. — — Und ich bien erst siebza Juhr!“

Der tränenfelige überzeugte Ton, der in diesen Worten lag, klang der Großenmagd doch wohl zu komisch. Sie gab dem Perpendikel einen herzhaften Stoß und tröstete die Rese lachend: „Tu bleibste wieder lebendig!“

Da fielen schwere Schritte im Hausflur. Der Bauer trat herein, schüttelte den Schnee vom Pelze und ging schweigend in die Wohnstube. Er hatte also den zerbrochenen Riegel nicht bemerkt mit seinen scharfen Falkenaugen. Das dünkte ihnen seltsam.

Nun mußte die Bäuerin bald kommen und die Wacht an den brodelnden Töpfen übernehmen. Die Mägde waren hier jetzt übrig. Sie schürzten sich die Röcke hoch, zündeten die Laternen an und eilten in den Kuhstall.

Schwerfällig schritt indes der Bauer die Wohnstube auf und nieder. Anstatt den Pelz abzulegen, zog er ihn bei jeder Wendung fester an den Leib. Ihn fröstelte. Aber nicht der Sturm auf dem Heimwege hatte ihm die Kälte in die Glieder geblasen, sein dicker Schafspelz ließ kein Lüftchen durch die Totteln, nein, in der warmen Kirche hatte sie ihn überfallen, ganz plötzlich während der Predigt, als der Pfarrer von der Ernte des Todes sprach.

„Neunundneunzig Opfer hat dieses Jahr gefordert in unserem Kirchspiel. Aber es war Gottes Wille, wir dürfen nicht murren, seine Ratschlüsse sind unerforschlich. Und wer weiß, ob wir alle, die sich hier versammelt zur Feier des Jahreschlusses, hinüber gehen über die dunkle Schwelle ins neue, wer weiß, ob das alte Jahr nicht in letzter Stunde noch das hundertste Opfer fordert, und das kann jeder sein, jeder von uns, darum — —“

Bei diesen Worten hatte es ihn gepackt. Er wußte nur nicht recht, wie; ob ihn ein Unsichtbares plötzlich eisig angehaucht, ob eine heimliche Stimme ihm ins Ohr geraunt hatte, — er erinnerte sich dessen nicht. Nur das wußte er, daß es ihm dabei kalt über den Rücken hinabgelaufen war bis in die Zehenspitzen, daß seine Kniee schlotterten, seine Zähne klappernd zusammenschlugen, daß er von da ab für alles, was in der Kirche vorging, blind und taub gewesen. Dann plötzlich war ihm ein Gesicht gekommen, ganz unvermittelt, daran er längst nicht mehr gedacht hatte: ein kleines buckliches Graumännchen, das ihm einst erschienen war mit einer dunkelen Prophezeihung, die noch in diesem Jahre sich erfüllen sollte. Und das Bild dieses Graumännchens stand ihm vor der Seele seitdem, er ward es nicht los; er mochte thun, was er wollte, — das Männchen blieb, und sein stechender Blick schien ihm, dem Bauer, alle Wärme aus dem Körper zu saugen.

Aus der Kirche hatte er das Bild mit nach Hause gebracht und trug es nun in der Stube auf und ab. Aber auch in dem Falle wußte er es nicht, war ihm das Graumännchen in Wirklichkeit einmal in den Weg getreten, leibhaftig, oder hatte er es nur geträumt! Das quälte ihn, er hätte es gern gewußt, denn Träume sind Schäume. Und er schritt auf und nieder und zergrübelte sein Gehirn, und es ward ihm dabei immer frostiger ums Herz. — Wars Erlebnis oder Traum?

Immer tiefer bohrten diese Fragen sich in ihn hinein. Schon glühten ihm die Schläfen davon, unter der Stirn glomm ein dumpfer Schmerz. Der sank hinab und legte sich wie eine Schlange um seinen Hals, wie ein Alp auf seine Brust, daß er kaum noch atmen konnte. Es war wohl die schwüle dicke Stubenluft, die so drückte und einengte. Luft, frische Luft! Trotz des Sturmes, trotz der Kälte, er mußte das Fenster aufreißen, um nicht zu ersticken.

Aber entsetzt prallte er zurück. Ein schmaler grauer Schatten glitt draußen am Fenster hinunter. Nun schob sich an der untersten Scheibe wieder empor, langsam, langsam, erst rund wie ein Kürbis Kopf, dann breiter und breiter — schnellte auf und legte sich müde ans Glas.

Dem Bauer erstarrte das Blut in den Adern, er stand wie versteinert, die Augen quollen ihm aus dem Kopfe. Teufel, das war ja das Graumännchen! Lebendig, leibhaftig lehnte es draußen am Fenster, das aschfahle Gesicht gegen die Scheibe gedrückt, um besser herein zu sehen. Grünblau wie Schwefelblämmchen zuckten die Äuglein, ganz hinten in tiefen, engen Höhlen, der breite dürre Mund grinste spöttisch; ei, nun nickte es gar mit dem Kopfe, lächelte vertraulich wie ein alter Bekannter, seine Knochenfinger winkten — sie drohten?

Dem Bauer brachen Schweißtropfen aus der Stirn, mitten im Feuer meinte er zu stehen, und wie von den stehenden Blicken des Graumännchens angezogen, sank sein Kopf schwer gegen das Fenster, seine heiße Stirn berührte das kalte Glas. Das brachte ihn zur Besinnung.

Als er aufblickte, war das Graumännchen verschwunden. Eine Weinrebe, an der dürr und braun ein großes Blatt hing, schaukelte draußen am Fenster auf und nieder.

Jetzt trat die Bäuerin in die Stube.

„Goot, Goot, Moan, woas machste Dir denn kä Licht?“

Ja, das hätte er thun können. Licht vertreibt die Gespenster. Darum antwortete er nicht.

Das fiel der Bäuerin nicht weiter auf, da sie keine Antwort erwartete, denn sie kannte seine Bequemlichkeit in solchen Dingen. Ehe der sich die Lampe selbst anzündete, saß er lieber stundenlang im Finstern. Und wozu hätte er denn jetzt auch Licht gebraucht?

„'s scheint wärklich, doß 's Hundert und sol vul wan“, sagte sie mittheilsam und legte dabei langsam ihre Kirchkleider ab.

Der Bauer zuckte bei den Worten zusammen und blieb lauernd stehen, atemlos, was noch kommen würde. Was wußte sie, würde sie seinen Namen nennen? War er gezeichnet, daß es alle schon wußten? Ungeduldig drängend kam ein grunzender Ton über seine Lippen, dessen Bedeutung die Bäuerin schnell richtig erfaßte.

„De Jüttner-Grußla wil aussponna hinte. Der Pforr is vürmittichs bei-n-ih'r gewast, und de hoot glä schunt kale Füße.“ Erleichtert atmete er auf, mehr brauchte er nicht zu hören. Was die Bäuerin sonst noch zu erzählen wußte, er vernahm es nicht. Ein warmer Hoffnungsschauer überrieselte ihn. Also nicht er, sondern die neunzigjährige Alte, das schwache, wie ein Kind unbeholfene Weib, das langsam seit Jahren im Krankenbett dahinsiechte! Ihr würde der Tod Erlösung sein, sie würde ihn mit offenen Armen empfangen. Er aber, er — im blühendsten Alter, stolz vor Gesundheit, die Knochen voll Mark und Kraft, — wie und warum hätte gerade er das Hundert voll machen sollen! Wenn es durchaus rund sein mußte, die Alte that es doch auch. Graumännchen hin, Graumännchen her, — es war ja alles nur Einbildung. Er hatte sich in den letzten Tagen irgendwo ein wenig verkältet, das war kein Wunder, daher das Schwächegefühl in der Kirche, das Frösteln und dann die Hitze. Oder es war seine Vollblütigkeit; das Blut drang ihm wieder einmal in den Kopf. Das machte ihm dann Bilder vor. Nur Ruhe, Ruhe — und alles würde sich wieder geben, schon über Nacht — vor allem fort mit den dummen Gedankenqualereien. Der Großvater hatte es bis auf einhundertunddrei Jahre gebracht, der Vater auf neunzig, warum sollte er aus der Art schlagen?

Indem zündete die Bäuerin die Lampe an. Während sie den Cylinder putzte, fiel zufällig des Bauers Blick auf das Schattenbild, das sein Körper groß auf die gegenüber liegende Wand warf. Was war das, sein Kopf warf keinen Schatten? — Das bedeutete nach dem Volksglauben nahen Tod. Sonst hatte er darüber gelächelt, heut traf es ihn wie ein Heulenschlag. Er mußte sich abwenden. Dabei streifte sein Auge das Fenster. Was? Lehnte dort in der Ecke nicht wieder das abscheuliche Graumännchen? Wahrhaftig! Wie es grinste, nickte, winkte! — Und von neuem liefen Kälteschauer ihm durch die Glieder.

Erst jetzt gewahrte die Bäuerin, daß er den Pelz noch nicht abgelegt hatte. Besorgt fragte sie: „Is Dir denn änt woas, Moan? Woas machste Dich denn ne Kammode?“

Er aber antwortete nicht. Das reizte sie.

„Na, 's is schon gutt, ich wäp's schon, woas der Säger schlät. A heil'gen Sylvesterbend willstest ein Kratschem feiern? Scham dich woas!“

Damit schlug sie die Stubenthür hinter sich zu, daß es krachte und verschwand in der Küche.

Im Kratschem feiern? Das war ein Gedanke, wahrhaftig! daran hatte er nicht gedacht. Dort gab es Gesellschaft, Unterhaltung, die ihn auf andere Gedanken bringen würden, und vor allem Medizin gegen innerliche Verkältung. Denn das merkte er nun, die Kälte kam aus seinem Innern, da half keine warme Stube, kein Schafspelz, dagegen mußten auch innerlich wirkende Mittel ankämpfen. Und die waren eben nirgends besser und leichter zu haben als im Gasthause. Freilich, zur Noth hätte auch die Bäuerin einen Punsch zusammenbrauen können, aber was für einen! Sie besaß nicht die geringste Übung, und zuerst würde sie ihm doch einen heißen Kaffee und widerlichen Kamillenthee aufnötigen. Dann stand noch die Sylvesterabendmahlzeit mit den unausbleiblichen „Mohnklößen“ in Aussicht. Alles nichts für Männer von seinem Schlage! Diese Gedanken gaben den Ausschlag, er ging. Damit er der Bäuerin nicht begegne, nahm er den Weg durch die „gute Stube“.

Der Sturm hatte sich fast gelegt, nur vereinzelte Windstöße sprangen da und dort über die Straße. Sie war voll geweht, der Bauer sank bei jedem Schritte bis übers Knie in den Schnee. Aber unentmutigt drang er vorwärts.

Trippelte da nicht jemand hinter ihm her? Ganz deutlich hörte er das Schlürfen eisiger Füße, den kurzen Atem. Nun faßte es den Saum seines Pelzes und zerrte daran mit Ungefüg, es versuchte, ihn zurückzuziehen. Aber als er sich umsah, war weit und breit nichts Lebendiges zu erblicken. Es mußte also doch der Wind gewesen sein. — — —

Lautes Halloh empfing ihn beim Eintritt in die Schankstube. Aus dem Tabaksqualm, der blauweiß über allen Tischen und Bänken stand wie dicker Nebel, rief es von allen Seiten: „Vetter Anton, Vetter Anton!“ Der Wirt begrüßte ihn mit einem tiefen Diener und nahm ihm den Pelz ab. Vetter Anton kam selten zu Gaste, aber wenn er einmal kam, dann lohnte es sich auch. Das wußte der Wirt, die Bauern am Sophatisch zogen ihn in ihre Kunde.

Dabei unterbrachen sie ihre Rede; es schien, als hätten sie von ihm gesprochen und wüßten nicht gleich, ein neues Gespräch anzubündeln, und aller Augen richteten sich auf Vetter Anton. Das war ihm peinlich. Was starrten sie ihn so seltsam an, mit großen, fragenden, halb entsetzten Blicken? Er schielte verlegen an sich hinunter, fand aber nichts Auffälliges. Es lag wohl in seinem Gesicht, dahin stierten sie alle. Da flirrte es ihm

um Stirn und Wangen wie Spinnweb, er hatte plötzlich das Gefühl, sehr blaß zu sein, kalkweiß wie ein Toter. Unzweifelhaft, er war gezeichnet. Das verlegene Schweigen quälte ihn, es dünkte ihm eine Ewigkeit, und doch fürchtete er ihre Fragen. Denen mußte er zuvor kommen, er rang nach Worten. Am besten wars, wenn er selbst ganz unbefangen über seinen Zustand zu reden anfing. Aus ihren Antworten würde er dann sehen, was sie wußten.

„'s is mer goar ne orndlich heute. Die Hundekälde, — — ich wä's halt goar ne, 's beutelt mich förmlich“, sagte er lauernd und rieb sich die Hände.

„'n recht kräftiga Punsch! Waber Glühwein!“ rieten mehrere Stimmen zugleich.

Damit war der Bann gebrochen, er sah die gewohnten gleichgiltigen Gesichter um sich her. Dann sprachen sie vom Wetter, der außergewöhnlichen Kälte mit Schnee, die ein gutes Jahr verhieß, und vom Sturme. Der hatte beim Scholzen droben die alte hundertjährige Linde arg verstümmelt, und die abstürzenden gewaltigen Äste hatten das Dach des Wohnhauses in der Mitte entzwei gespalten. Das gab Gesprächsstoff für eine volle Stunde. Vetter Anton verlor seine Befangenheit immer mehr. Der Punsch täuschte seine Hoffnungen nicht, er erwärmte in der That sein Inneres; sein Gesicht bekam die frische alltägliche Farbe, das Blut strömte zurück — er fühlte das deutlich, und es ward ihm wohlher zu Mute.

Hinten am Schenkensims in der Ecke begann eine Harmonika zu quieken. Unsichtbar in einer dicken Rauchwolke hockte der Spieler, daß es schien, als zitterten die Töne aus der Erde. Erst zaghaft, dann immer beherzter drangen sie durch den Lärm. Die Trinker verstummten einer um den andern, bald lauschten sie alle. Das einfache Spiel ergriff sie, die süße Melancholie, die aus dem alten Instrumente hervorquoll in immer reicheren Accorden. Die Töne tasteten, suchten, sie drängten einer Melodie zu. Das fühlten die Hörer, da und dort räusperte sich einer. Nun ein langanhaltender Accord, ein gemeinsamer tiefer Atemzug, und wie auf einen Wink setzten sämtliche Männerstimmen ein, und gewaltig zur Harmonika brauste es durch den hohen Raum: „Freuet euch des Lebens!“ Alle sangen sie und sangen mit Andacht und Ausdruck, wie selten in der Kirche, und der Ernst der Stunde, heiliger Schauer vor der Majestät des großen Schnitters, der Jahr um Jahr dahinnäht wie Weizenhalme, lag auf allen Gesichtern.

Auch Vetter Anton stimmte froh mit ein. Das Harmonikaspield hatte ihm seltsam wohlgethan. So süß, so heiter war ihm ums Herz, und doch hätte er weinen können vor Rührung. Da begann man zu singen, ganz nach seinem Wunsche, er war ganz Gefühl. Aber schon der Vers „weil

noch das Lämpchen glüht“, schnürte ihm die Kehle zu. Todesgedanken drangen auf ihn ein. Das Graumännchen trat wieder vor sein inneres Auge. Es mußte irgendwo um ihn sein, vielleicht stand es ihm hinterm Rücken, er fühlte seine Nähe und hörte es singen, eintönig, unablässig, ihm ins Ohr: „Lämpchen glüht, Lämpchen glüht!“

Indem klang die letzte Strophe durch die Stube.

„So wallt man froh, so wallt man leicht
Ins bessere Vaterland.“

Die Bauern sprangen von ihren Sitzen, stießen gegenseitig mit den Gläsern an und tranken sie leer. Bei diesem Anklingen begegnete Anton dem Jüttner-Bauer, der am nächsten Tische saß, den er bis jetzt nicht bemerkt hatte. Wie ein Gespenst starrte er ihn an. War er es wirklich? Wie konnte der in der Schänke sitzen, wenn daheim seine neunzigjährige Mutter im Sterben lag oder schon gestorben war? Wie, hatte man der Bäuerin wieder einmal etwas weis gemacht? — Aber fragen, wie es mit der Alten ging, das mochte er nicht. Wozu auch? Jüttner war ein rechtschaffener Sohn, der seine Mutter liebte, das wußte das ganze Dorf. Stünde es so schlecht mit ihr, wie die Bäuerin erzählt hatte, dann würde er sicher daheim an ihrem Bett knien und nicht hier feiern und singen. Und Anton mochte mit niemandem mehr anstoßen.

Also doch nicht sie, die zum Tode Reife, sondern — doch vielleicht — er. Es dunkelte ihm vor den Augen, seine Zähne klapperten.

In der Verzweiflung ergriff er das frischgefüllte Glas und trank es aus auf einen Zug. Wie wonnig ihn das durchrieselte! Scharf wie Feuer, prickelnd wie neuer Lebensgeist. Nun wußte ers, wie er kämpfen mußte gegen die schwarzen Gedanken, die ihm den Abend vergällten. Ersäufen mußte er sie, fortschwemmen — und in unersättlicher Gier stürzte er Glas um Glas die Kehle hinunter.

Der Harmonikaspieler stimmte ein neues Stück an. Anton horchte auf. Das klang so altmodisch-seltsam, und doch so bekannt! Wie ein Gruß aus ferner Jugend! Er rieb sich die Stirn, wie er immer that, wenn er über etwas nachsann und starrte reglos vor sich hin. Indem begann der Musikant den zweiten Teil, die Töne wurden hüpfender, lustiger. Da kam es ihm plötzlich ein: Der „Fuhrmannswalzer“ wars, ein alter vergessener Tanz, den man heut nicht mehr aufspielte, weder zur Kirmes, noch zur Fasching. Vor vierzig Jahren hatte er ihn zum letztenmal getanzt — an seinem Hochzeitstage. Der in der Ecke mit der Harmonika war auch dabei gewesen, ja, als „Drouschma“, wie man damals noch sagte. Ob auch er jetzt sich der alten Zeit erinnerte? Ach, damals vor vierzig Jahren! Vetter Anton seufzte.

Plötzlich packte ihn eine wilde Tanzwut. Er sprang auf wie besessen und walzte durch die Stube wie ein Kreisel, mit einer Sicherheit und andächtigen Gemessenheit, daß die Lacher sich verschämt auf die Lippen bissen. — In einem fort spielte der alte Musikant den „Fuhrmannswalzer“, und Vetter Anton tanzte, — beide wie im Traume. Dann kamen sie miteinander, Arm in Arm, der Musikant und der Bauer, ließen sich am Sophatisch nieder und plauderten von jenem lustigen Hochzeitsabende.

Der Tanz hatte den Bauer ganz aus seinem Trübsinn aufgerüttelt, er fühlte sich wie neugeboren, die letzten Nebel der Todesgedanken waren zerquirlt, und die heiteren Erinnerungen, die der Musikant auszukramen wußte, erhöhten seine Stimmung noch.

Vierzig Jahre verheiratet! Es dünkte ihm nicht möglich. Übrigens, das war ein Grund zu einer kleinen Feier. Er flüsterte dem Wirte etwas ins Ohr, der eilte von Tisch zu Tisch und füllte die Gläser aller mit frischem Punsch. Vetter Anton wollte es so, deshalb sträubte sich keiner, sie hatten ihn alle zu lieb.

„Hoch, Vetter Anton, hoch, hoch, hoch! Sollst leben, leben!“ Und dann quakte eine einzelne Stimme nach: „Hundert Jahre!“ Da fielen sie zustimmend alle noch einmal mit ein: „Hoch, hoch — Vetter Anton!“ und schlugen die Gläser stürmisch zusammen.

Das that ihm wohl, namentlich der letzte Wunsch, die „hundert Jahre“, behagten ihm ganz außerordentlich. Er dachte an den Großvater und sah ein langes, reiches Leben vor sich, eine unübersehbare Reihe von Jahren. Das berauschte ihn förmlich.

Dafür mußte er sich bedanken, sie meinten es alle so gut mit ihm. Er bestellte eine neue Runde Punsch und erhob sich zu einer kleinen Ansprache. Sollte er in der gewöhnlichen Bauernsprache reden? Die klingt zu ordinär bei feierlichen Anlässen. Also hochdeutsch!

„Brüder, ich dank Euch! Ihr meints gut, alle miteinander. Das seh' ich, das freut mich. Aber hundert Jahr'! Wohin denkt Ihr? Freilich, mein Großvater selig hatt's bis über's Hundert gebracht. Aber die Menschheit wird immer sterblicher heutzutage. Sechzig, siebzig — das ist heut halt schon 'n recht schönes Alter. Brüder, ich dank Euch noch einmal! So zehne, zwanzig, — die mach' ich noch mit, gerne. Siebzig, achtzig, — die denk ich wohl, daß ich's erreiche. Aber Hundert! Brüder, laßt mich zufriede damit! Überhaupt, Brüder, 's fällt mir grad' ein, das heurige sollt' schon bereits mein letztes sein, daß Ihr's wißt.“

Sie machten alle lange Hälse, da und dort fragte es verwundert: „Nanu, Vetter Anton! Wie denn?“

„Ich erzähl's Euch, Brüder, daß Ihr's wißt. 's war nämlich so. Aber ich weiß 's eigentlich nicht, ob's wirklich leibhaftig passiert ist, oder ob ich's bloß geträumt hab'. 's thut mir leid, aber ich weiß 's wirklich nicht. 's war nämlich halt so. Ich stund droben am Fuchspuschel eines schönen Mittags und besah mir meinen Sommerweizen. Brüder, da war Euch eine Ähre wie die andre so schön, lang, vollkörnig, braun wie Gold. 's war 'ne Pracht und 's Herz lachte mir, und ich reckte mich im Bauernstolze hoch, wie ich an die Thaler dachte, die alle da drin steckten, und ich hör't's ordentlich schon klinkern, und ich fuhr im Geiste schon zu Markte mit meinem Rappen, ja, — — da raschelt's auf einmal im Gehalme und 's kriecht 'was 'raus auf die Straße, 'was ganz kleines, graues. Ich denk', 's ist 'n Hamster, der sich auf die Hinterpfoten setzt und mir ein Männel macht. Da schüttelt sich das Ding wie 'n nasser Pudel, 's wird breit, 's wird hoch — —, und ich seh', 'n Graumännchen ist aus dem selbigen Hamster in die Höh' geschossen, ein buckliger Graurock, der vor mir steht und die grünen Augen buchstäblich in mich hineinbohrt und die schmalen dünnen Knochenhände reibt wie ein heiliger Pater. Und das Männlein nickt freundlich mit dem übergroßen weißbärtigen Kopfe, die blutlosen Lippen fangen an zu wackeln, und ich hör' eine zwirnfadendünne Stimme, aber so tief und hohl, als wenn sie aus dem Grabe käm'. Mir gefror das Blut in den Adern, 's Herz blieb mir stehn, ich konnt' mich nicht rühren vom Fleck, denn meine Füße hingen an mir wie Steinklumpen, und ich muß't zuhören, was die Stimme sagte: „Anton“, sprach's Männlein, „Gott grüßet Dich! Das ist der letzte Weizen, den Du hier gebaut hast. Was bist Du doch so stolz auf Geld und Gut? Sie vergehen und Du mit ihnen. Wie Dein Weizen bist auch Du reif zum Mähen. Die Sense wird schon gedengelt, die Dich fällen wird. Eh' dies Jahr zu Ende geht, wirst Du sinken, jäh wie ein Weizenhalm, den der Sturmwind knickt. Anton, Anton! — bestelle den Hof, bestelle Dein Haus — — —“ Das war mir zu toll. Ich hätte mocht bersten vor Wut, aber ich konnt' mich nicht rühren, kein Glied. Da läutet die Mittagsglocke, erst im Fuchswinkel, dann droben im Hahnberg und so fort, und ich werd' endlich Herr mein' selber. Mit einem Ruck reiß ich mein' Stock in die Höh' und will dem Teufelspropheten im Graurock die Zähne zum Halse 'neinschlagen, — da schrumpelt es zusammen vor mir wie ein Gummiball, wenn die Luft ausfließt, und eine fette Sandmaus kriecht neben mir ins Mäuseloch. Brüder, was sagt Ihr dazu? Gelt, das ist ein Märlein! Aber nun: Profit!“

Aber keiner wagte, das Glas zu ergreifen. Atemlos, ohne sich zu regen, hatten sie ihm zugehört. In seiner Stimme hatte etwas Unheimlich-Geisterhaftes, ein so eissiger Schauer gelegen, daß ihnen noch jetzt nicht recht

geheuer war. Sie starrten ihn entsetzt an. Namentlich der Musikant an Antons Seite, der im ganzen Dorfe als Geisterseher verschrien und dessen Gespensterfurcht sprichwörtlich war. Er zitterte an Händen und Füßen, doch kam es niemandem ein, über ihn zu lachen, sie waren alle selber zu sehr erschüttert.

Diese Wirkung überraschte den Erzähler, dann ärgerte sie ihn. Aber er hatte sich selber am meisten geschadet. Wie konnte er so thöricht sein, so unüberlegt, — des Graumännchens zu erwähnen! Nun war es wieder da, es stand gewiß hinter seinem Rücken, und mit ihm das alte Unbehagen, die innerliche Kälte.

Das mußte wieder gut gemacht werden, die alte lustige Stimmung mußte zurückkehren — in die Gesellschaft und in sein Gemüt, um jeden Preis. Mit Gewalt wollte er es erzwingen. Er geriet halb in Raserei, sprang polternd auf, schwang das Glas und rief: „Brüder, was ist Euch? Lacht über das alberne Märlein, den dummen Spuck, der nichts zu bedeuten hat, gar nichts. Lacht doch, aber laut, lacht ordentlich! Stiert nicht so blöd in die Wand! Ich lebe ja noch, seht hier! Ich bin kein Geist, kein Gespenst!“

Und er schlug auf den Tisch mit den Fäusten, daß die Gläser turkelten und schrie weiter:

„Die Gläser hoch! Brüder, stoßt an, trinkt! Das Altjahr pfeift auf dem letzten Loch. Noch ein Stündlein, und es ist hin. Der Himmel liegt fern, die Hölle weit, hunderttausend Meilen hinter den schwarzen Bergen mit den grünen Teichen. Wie sollt ich dahinfliegen in einer knappen Stunde, wie sollt ich das fertig kriegen? Nein, Brüder, es ist zu spät für heut, — da müßt' ich schon unterwegs sein. Und seht mich doch an, meinen Stiernacken, meine Brust, meine Fäuste! Bin ich reif zum Sterben? Ich schlage dem Tode die Klapperknochen in Splitter. Brüder, der Graurock war ein falscher Prophet. Das Männlein hat mir 'was vorgemacht, — ich pfeif auf alle Propheten, ich denk' noch lang' nicht ans Sterben, ich will und muß mit ins Neujahr hinein und neuen Weizen bauen. Darauf trinkt eins mit mir, Brüder! Wirt, Wein, vom besten!“

Er sprach wie im Feuer, die Wörter kollerten nur so aus seinem Munde. Die Haare standen allen zu Berge. Was war einzig mit dem Vetter Anton? Er schien, wie vom Teufel besessen. Das war keine Trunkenheit. — —

Nun mußten sie freilich mit ihm trinken. Doch die alte Heiterkeit kehrte nicht wieder. Der Wein hatte einen bitteren Nachgeschmack.

An der Wanduhr die Weiser rückten leise immer weiter vorwärts. In der dumpfen Luft zitterte eine schwüle Unheimlichkeit, die jede Lustigkeit

im Keim erstickte und das Reden schwer machte. Die meisten Gäste hätten sich am liebsten stockstill fortgeschlichen, nach Hause, aber ein unbestimmtes Gefühl der Erwartung ließ sie zögern. Sie meinten, es sei das an der Thür stehende Neujahr.

Plötzlich erhob sich Vetter Anton, der inzwischen wieder ruhig geworden war. Stumm vor sich hinbrütend, hatte er lange still an seinem Platze gefressen. Mitten in der Stube blieb er stehen vor der Uhr — einen Augenblick, hob den schweren Kopf und schritt mit sicherem Tritt hinaus. Ein kalter Luftzug schnob herein, dann fiel ihm die Thür krachend in den Rücken.

In der Stube blieb es totenstill, jeder der Zurückgebliebenen hing für sich seinen Gedanken nach. Nur die Uhr tickte, der Wirt tappte von Tisch zu Tisch und füllte die Gläser nach. Manchmal zitterte seine Hand, und es gab einen leisen Klang.

Endlich brach der Wirt das Schweigen: „Doß ihm ne ärrt woas possiert, draußen — —“

In diesem Augenblicke ward ungestüm die Hausthür aufgeschleudert. Ein markererschütternder Schrei gellte durch den Flur, — wie das Gebrüll des Stiers, dem der Tiger die Pranken in den Nacken schlägt. Polternd flog die Stubenthür auf, Anton stürzte herein mit gestäubtem Haar, verzerrtem bleichem Gesicht, bebend am ganzen Körper. „Zu Hilfe, zu Hilfe!“ schrie er entsetzt und schlug mit den Fäusten in die leere Luft, immer das Gesicht gegen die Thür. Rückwärts weichend, Schritt um Schritt, ergriff er Stühle, Flaschen, die ihm gerade in die Hände kamen, und schleuderte sie wütend gegen die Thür, an der sie in hundert Scherben zersprigten.

Endlich hatte er den Ofen erreicht. Er stemmte seinen Rücken dagegen und hieb mit seinen Fäusten unablässig abwehrend vor sich hin, nach rechts, nach links, nach allen Seiten. Seine Zähne knirschten vor Kampfeswut, die Augen quollen ihm aus dem Kopfe wie Blasen, er arbeitete sich in Schweiß.

Erschüttert, besorgt starrten die Freunde darein, aber wie konnten sie ihm helfen? War er denn plötzlich wahnsinnig geworden? Seine Stimme wurde immer matter, er schrie sich heiser, doch unermüdlich stieß er dumpfe Flüche aus, Verwünschungen, Drohungen. — — Wem galten sie? Mit wem kämpfte er?

Da löste der Musikant das Rätsel. Schreiend sprang er auf seinen Stuhl. Sein Gesicht starrte geisterhaft auf den Kämpfenden am Ofen. Nun wies er mit den Fingern.

„Sahst Ihrs denn nech? 's derwärgt ihn, 's derwärgt ihn, 's packt ihn beim Hoalse!“

In der That verteidigte Anton soeben seinen Hals. Aber sonst sahen sie nichts. Wer hatte den Bauer am Halse? Was sah der Musikant, der Geisterseher?

Der schrie und tobte weiter: „Doas Euder, doas tücksche! Halft 'm Antone, halft ihm! Doas Euder, doas groe Euder, das groe — —“

Ah! — Kämpfte Anton mit dem Graumännchen, von dem er ihnen vorhin erzählt! Kam es, um die Prophezeihung wahr zu machen, ihn — — —? War es also doch kein Traum? Wer war das Männlein, wo kam es her? Aber, warum sahen sie es nicht, nur der Musikant und Anton? Waren die beiden etwa — —? War es nur Einbildung? Gewiß, gewiß doch — —!

Anton kämpfte, und der Musikant schrie und hüpfte von einem Bein aufs andre — in einem fort. Es war unheimlich anzusehen. „Flink, flink, zerrts Gromannla weg! Reißt ihm a Boart aus, haut ihm äs über a frumma Puckel! Pui Teifel, sitte Oga! Seid Ihr denn blind, sahtt Ihrs denn nech, wies Euch auslacht?“

Niemand wagte sich zu rühren.

„Au oaber greift zu; 's packt ihn wieder am Hoalse. Au, au, — nu hoots ihn. Sahstt Ihrs ne? Goot, Goot nä! Anton verliert ju. 's derwärtt ihn wahrhaftich! A werd ju schon ganz schwiebelblo. — Himmelschwerkanon', Ihr Leute, greift anzich zu und halft 'ihn!“

Wirklich, das Gesicht des Bauers färbte sich in dem Augenblicke tief dunkelblau; er rang nach Atem, als schnüre ihm jemand die Kehle zu. Aber, was konnten sie thun! Sie sahen den Feind nicht, der ihn bedrängte. Wenn der Musikant doch deutlicher reden wollte!

Der war indes auf den Tisch gesprungen unter unaufhörlichem ängstlichem Gekreisch, rang ratlos die Hände und stampfte zornig mit den Füßen. Plötzlich ergriff er die Harmonika und schleuderte sie grimmig gegen die Kämpfenden, vermutlich dem Graumännchen an den Kopf. Aber, das Geschloß ging wohl fehl. Er sah nach neuen Waffen um sich. Ehe die andern es merkten und verhindern konnten, hatte er einen Arm voll Gläser und Flaschen vom Tische aufgerafft und warf sie Stück für Stück in wildem Eifer hinüber. — Dicht an Antons Kopfe sausten sie vorüber.

Endlich fiel ihm der Wirt in den Arm, aber es war zu spät. Die letzte Flasche flog: — ein dumpfer Aufschlag, Anton fährt sich an die Schläfen, fingert hilflos in der Luft — und stürzt kopfüber zu Boden. — — —

„Halt, halt! 's Gromannla kniet uf ihn. Halt, du Euder, woarte, woarte!“

In kühner Raserei mit einem Satze springt der Musikant mitten in die Stube, ergreift die Harmonika und schlägt damit über dem Körper des

Dahingestreckten wutbebend in die leere Luft. Kein Zweifel, er züchtigt das Graumännchen. Seine Augen funkeln: er kämpft siegreich. Er drängt ein Unsichtbares vor sich hin bis an die Thür, öffnet, stößt es lachend hinaus, die Thür schlägt dröhnend zu. Stolz wie ein Sieger kehrt er zurück.

Lächelnd neigt er sich über den reglosen Bauer auf der Diele, drückt einen Kuß auf seine Stirn und flüstert ihm ins Ohr:

„Nu is 's fort, ich hoa 's nausgeschmissa, 's Gromännla. Doas ward oan mich denka, Brüderla. No ruh Dich och no a Bißla, Anton, bleib hübsch stille liega, sonst kimmts amende no amol wieder. Derno do gih wir häm mitsomma.“

Sich erhebend giebt er den andern einen Wink. „Looßt ihn sich a Brinkala ausschloofa, a hoots nutwendich, 's hoot ihm zu darb zugesot.“

Draußen rast die wilde Jagd um den Kretscham. Kofse wiehern, Wölfe heulen, die Windsbraut tanzt und juchzt. — — Plötzlich lautlose Stille.

Durch die alte Wanduhr geht ein dumpfes Zittern. Der Hammer hebt sich, der Neujahrmorgen bricht an.

Stumm drücken sich die Bauern die Hände und beugen sich erschüttert über den Toten.

Die Wunderquelle.

Von

Paul Albers, Ratibor.

Dicht von der österreichischen Grenze her zieht sich das oberschlesische Hügelland, reich an Abwechslung und innigen Reizen. Bewaldete Anhöhen wechseln mit duftiggrünen Wiesen ab; dunkle Nadelwälder säumen den Horizont. Feldhäuser liegen zerstreut umher und geben der Landschaft das Kolorit. Aus blauer Ferne erzählen die Beskiden von den Wundern der Karpathen, die sich hinter ihnen zur Wolkenhöhe aufstürmen und weiter wälzen bis hinunter zum schwarzen Meere . . .

In dieser Gegend liegt mein Haus und mein träumerischer Park und mein Gut, an dem ich hänge mit meiner ganzen, schwermütigen Heimatliebe. Ich kenne die Scholle, die mir Nahrung gewährt, aber auch reichliche Sorge bereitet; ich kenne das Volk, unter dem ich aufgewachsen bin, mit allen seinen herrlichen Eigenschaften; ich weiß, daß es duldet, arbeitet, leidet und selten murr! Ich kenne aber auch alle seine niederen Leidenschaften und abstoßenden Roheiten. Ich liebe die Scholle und das Volk und erzähle gern von Beiden.

Was ich erzähle, habe ich erlebt und was ich hier erzähle, ereignete sich im Jahre 1902 auf meinem Gute, reicht aber mit seinen letzten Fäden zurück bis in die graue Sagenzeit, in die Zeit des Hussitenkrieges.

Als die Hussiten — so erzählt der Volksmund — das Städtchen Rybnik, das jetzt zur blühenden Kreisstadt emporgewachsen, mit Feuer und Schwert bedrängten, floh aus demselben der Ortspfarrer mit dem Sanctissimum, dem von den römisch Katholischen in Brotgestalt verehrten Heiland. Er wollte seinen Herrgott von den Verunglimpfungen der Hussiten schützen, sollte es ihm auch das Leben kosten. Aber die Feinde bemerkten sein Entweichen. Zu wilder Flucht spornte er das Rößlein an; dicht hinter ihm her jagten die Verfolger.

Da gewahrte er eine hohle Eiche, verbarg in deren Höhlung die Hostie und raste — bergauf, bergab — weiter durch den finsternen Kiefernwald davon. Auf einer, rings von Hügeln umgebenen Wiese brach sein schweißbedecktes, ermattetes Rößlein zusammen. Jubelnd stürmten die rauhen Krieger herbei und einer von ihnen durchbohrte mit wohlgezieltem Pfeile des Priesters Herz, aus dem ein heißer Blutstrom hervorquoll. Dann jagte die wilde Schar von dannen . . .

Nach zwei Jahrhunderten weidete ein armer Hirtenknabe die Herde seines Dienstherrn in der Nähe der Eiche und bemerkte, daß aus der Höhlung lieblich duftender Honig träufelte. Er machte sich daran, die Waben zu entfernen; plötzlich aber hielt er zwischen seinen Fingern eine unversehrte Hostie, die heller strahlte, als das Licht der Sonne und süßtönende Engelstimmen erzählten ihm von dem Martyrtode des Priesters. Zitternd vor Angst eilte der Knabe nach dem Dorfe zurück, um sein wunderbares Erlebnis zu berichten. Man versagte ihm zunächst den Glauben und folgte ihm nur zögernd. Bald aber erblickte die staunende Menge über der uralten Eiche in Wolkenhöhe eine leuchtende Hostie, die sich langsam in der Richtung auf die Wiese zu fort bewegte und dann plötzlich verschwand. Männer und Frauen gingen dem Scheine nach und entdeckten gerade an der Stelle, wo der Gottesmann sein Herzblut vergossen, einen sprudelnden Quell. Das Staunen der Menge wuchs indessen noch höher, als ein Siecher von dem kühlen Wasserlein trank und sofort genas. Man fällt die alte Eiche und zimmerte aus ihrem Holze ein schlichtes Kirchlein, das noch heut im Dorfe Königl. Jankowitz die Bewohner an die Hussitenkriege erinnert. Neben dem Wunderquell aber errichtete man eine Grotte mit dem Bildnisse der heiligen Jungfrau von Lourdes und demjenigen des frommen Priesters. Den Quell selbst ließ jemand, der ein Geldbnis gethan, ausmauern, überdachen und mit einem Gemälde verzieren, das den Heiland darstellt, wie er die Samariterin mit den Worten: „Gieb mir zu trinken!“ um einen Labetrunk ansieht.

Hundert und aber Hunderte von Menschen pilgern alljährlich nach dem Wunderquell, tragen der heiligen Jungfrau ihre Sorgen und Leiden vor und trinken von dem erquickenden Wasser, um die Gebrechen des Leibes zu heilen.

Auch ich pilgerte schon unzählige Mal, wenn ich die wogenden Weizenfelder meines Gutes durchstreifte, nach dem Wunderquell, der dicht an meiner Gutsgrenze liegt. Auch ich pilgerte dorthin, um „in meiner Art“ „meine Andacht“ zu verrichten. Ich setze mich, mit Bleistift und Papier versehen, auf das Bänklein nieder, das am Abhang des Hügels errichtet ist und träume vor mich hin. — Nichts stört meine Ruhe, als das Rauschen und und Raunen des Kiefernwaldes oder der einsame, schrille Ruf des Aushähers. Farbige, nebelhafte Gestalten steigen vor meinen Blicken auf; alte Leiden und alte Freuden nähern sich leis und erzählen mir von vergangenen Zeiten. Hastig fliegt dann hin und wieder der Stift über das weiße Blatt — ich ringe nach Erlösung, bis plötzlich ein Kind meiner Phantasie mir freundlich entgegen lächelt, das ich beseligt nach Haus trage. So hat der Königl. Jankowitz'er Wunderquell auch mir schon oft Befreiung und Erlösung gebracht, wie er sie den naiven, hilfsbedürftigen Dorfbewohnern bringt. Ja, der Quell befreit vor allen Leiden. —

Auch die alte Marianna Kiežka hat er in diesen Sommer von allen Schmerzen und Sorgen für immer befreit! Und sie hatte deren während ihrer 82 Jahre nicht wenig zu tragen.

Sie lebte bei ihrem Schwiegersohne, dem Dorfschmied als Auszüglerin. Alles hatte sie ihm und der Tochter hingegeben, das Häuschen, das Gärtchen, zwanzig Morgen Acker, die Kuh und die Ziege, nur das einfenstrige Auszugstübchen und 3 Morgen zur Kraut- und Kartoffelbestellung hatte sie sich vorbehalten.

Als sie nach dem Berichte ging, um den Kaufvertrag abzuschließen, streichelten sie Tochter und Schwiegersohn, schmeichelten ihr und versprachen, die Feldarbeit pünktlich zu verrichten. Kaum aber war das Grundstück aufgelassen, da begannen die Leiden und Qualen der alten Auszüglerin. Man wies ihr den schlechtesten Acker zu und nicht drei, sondern nur $2\frac{3}{4}$ Morgen. Die ersten Jahre bestellten ihr die Kinder zwar noch das Feld, aber nur widerwillig, schimpfend und fluchend, schlecht und oberflächlich. Später weigerten sie sich überhaupt. Der alten Frau blieb nicht andres übrig, als gegen das eigene Blut zu klagen. Natürlich wurden die Wirte verurteilt, aber sie prügeln dafür die Greisin. — Die eigene Tochter und der Schwiegersohn prügeln sie! — Selbst die Enkelkinder schimpften und verhöhten sie, bis auf die Hanka, die jüngste Enkelin . . . Die hatte noch ein ganz kleines Stückchen Herz im Leibe und einiges Mitleid für die alte

Großmutter übrig. Sie half ihr, wenn sie eben Zeit hatte. Der Schmied hatte niemals Zeit; denn während dreier Wochentage arbeitete er an den ihm übertragenen Schmiedearbeiten; an 4 Tagen trank er . . . trank und mißhandelte er die Schwiegermutter! Sie lebte ihm viel zu lange! Ja wenn sie noch jünger gewesen und ihr nicht die rechte Hand von der Siedemaschine abgeschnitten worden wäre, da wär's freilich 'was anders! So aber lebte sie doch nur den Kindern zur Last! —

Und sie lebte auch sich zur Last!

Wenn die alte Frau, deren runzliges Angesicht noch immer die Spuren verwehter Schönheit trug, zu mir, dem Nachbar, dem Gutsherrn kam und klagte: „Panie Jegomośc! ich ertrag's nicht länger! Ich häng' mich auf!“ tröstete ich sie, so gut ich's eben konnte.

Ich hätte ihr andere Trostworte sagen können, — ich . . ., der ich des Lebens tiefstes Leid durchkostet habe; — aber ich sprach in ihrer Sprache, in der Sprache oberschlesischer Dorfkinder:

„Kietzkulla, denkt an den Heiland! Er hat noch mehr ertragen, als Ihr und ich! . . . Ihr und ich, — wir leben nur für uns! Er aber hat für die ganze Welt gelebt und mußte doch unschuldig sterben! . . . Wenn Ihr's nicht mehr ertragen könnt, so geht doch öfter 'mal nach der Wunderquelle! Sie hat schon manchen von Leid befreit! Vielleicht befreit sie auch Euch von Eueren bitteren Qualen!“ —

„Ja, wissen Sie, Panie Jegomośc!“ — versetzte die Alte kleinlaut — „mir wird die Quelle nicht helfen! Denn ich muß mich jeden Tag mit meinen eignen Kindern ärgern . . . Die eigene Tochter prügelt mich! Denken Sie nur! Die eigene Tochter! Deshalb fluch' und schimpf' ich auch oft und fürcht' mich zur Beicht' zu gehen — — Ich bin schon zwei Jahr nicht zur Beicht' gegangen . . . Da hilft die Quelle nicht!“

„Geht nur — besänftigte ich — geht nur! Die Wunderquelle hilft jedem . . . sie hilft auch mir! und . . .?“ . . . o, hätte ich doch nie und nimmer die Alte getröstet! — Die alte, leidgequälte Frau mit dem hübschen Gesichtsausdruck und der abgesägten rechten Hand! —

Es war an einem Sonntage. Der Schmied hatte sich nach der Sonntagsmesse, die er nie versäumte, in der, dem Gotteshaus gegenüberliegenden, Goldperl'schen Schänke einen ordentlichen Schnapsrausch angeschafft. Auch sein Eheweib turkelte hinter ihm her. Was ließ sich unter solchen Umständen wohl Besseres thun, als zu Haus mit der alten Auszüglerin Streit anzufangen und sie tüchtig durchzuprügeln? Hatte Sie es denn etwa nicht verdient? Eigensinnig verlangte sie ja, wie es in dem Kaufvertrage vereinbart worden war, von ihrem Schwiegerohne die freie Anfuhr der paar Centner Auszugs-Kartoffeln. Das trunkene Ehepaar trieb fluchend und

schimpfend die Alte paar Mal um das Häuschen, bis sie — blau und grün geschlagen zur Erde fiel.

Als sie sich einigermaßen erholt hatte, setzte sie sich weinend auf den Feldrain und grübelte vor sich hin:

„Warum sollte sie sich jeden Tag von ihren Kindern prügeln lassen? Sie hatte ihnen doch alles hingegeben und Schläge als Dank erhalten — Sie lebte ihnen zu lange. — Auch ihr selbst war das Leben unerträglich: — Dem ließe sich doch aber abhelfen! — Die Quelle hilft jedem, hatte der Pan Jegomosc gesagt. — Ja, sie sollte auch ihr helfen!“

„Hanfa, komm einmal her!“ — rief sie ihre Enkeltochter herbei — „wenn ich bald sterben sollte, gehören meine Auszugskartoffeln Dir! Du hast mich am wenigsten geärgert! Verkauf sie und kauf Dir ein neues Kleid!“

Hanfa lief vergnügt davon. Dann fiel ihr aber ein, daß die Großmutter ja noch paar Winter leben könnte und die diesjährigen Kartoffeln bis dahin nicht mehr vorhanden sein würden. Ihre Freude wurde durch diese Erwägungen ein wenig herabgestimmt.

Der Sonntagsabend stieg langsam vom Westen herauf, — ein richtiger, friedlicher Sonntagsabend im Dorfe.

Vor den Häusern saßen die Leute in ihrem Feststaate, sprachen wohl auch hin und wieder paar Worte miteinander, starrten aber größtenteils schweigend in die blaue, laue Luft. Worüber sollten sie denn sprechen? — Kieczkulla,¹⁾ die Greisin ging traurig durch den Gutshof.

„Wo geht Ihr denn hin?“ fragte ich sie.

„Zur Wunderquelle um Hilfe und Erlösung! Sie haben mich zu Haus wieder grün und blau geschlagen.“

„Rohes Gefindel!“ sprach ich vor mich hin, machte mir aber sonst keine Gedanken. Ich sah die Alte noch langsam über mein Gut nach dem Wallfahrtsorte pilgern.

Dem schönen Abend folgte eine schöne mond- und sternenhelle Nacht. Bis gegen Mitternacht saß ich in meinem Parke unter der alten Linde einsam und allein. Das sind meine liebsten Stunden. Ich denke vergangenen Glückes, alter Leiden und geliebter Gräber. Ich nehme die Erinnerungen mit herüber in meine Träume während des kurzen Schlafes. Denn wer schlief wohl lange, der so viel Unglück und Ungemach erlitten, wie ich?

Als ich daher schon wieder früh um fünf am nächsten Morgen das Feld durchwanderte und meine Blicke über die wogende Weizensaat glitten, begegnete mir ein Bergmann, der mir von weitem erregt zurief: „Panie

¹⁾ Feminine Form: Wenn der Ehemann Kieczka heißt, nennt man in Oberschlesien die Frau Kieczkulla.

Jegomość, die alte Kieczkulla hat sich in der Wunderquelle ersäuft! Ich hab' sie herausgezogen. Die Leiche liegt vor der Kapelle."

Tiefererschütterter eilte ich zu der Quelle.

Dort lag sie, still und bleich, die hübsche Greisin, befreit und erlöst von allem Erdenweh! — Die Wunderquelle hatte ihr geholfen! Die Wunderquelle besaß doch eine Heilkraft. — —

Ich trat den Heimweg an und ließ die Schmiedeleute rufen, denen ich, nicht ohne Vorwürfe, das Geschehene mittheilte.

Aber auch nicht eine Muskel zuckte im Gesichte der entarteten Tochter.

„Was geht mich die Selbstmörderin an?“ — entgegnete sie mir — „die hat jetzt doch der Teufel!“

„Die Faulenzenin!“ akkompanierte der biedere Gatte.

„Ihr rohes Volk, ihr!“ schrie ich aufgebracht. „Dann sorgt wenigstens für einen Wagen, damit man die Leiche nach Haus schafft.“

Niemand fand sich im Dorfe bereit, die Leiche der Selbstmörderin zu begraben. Schließlich gab ich mein eigenes Gespann her.

Hanka hatte schleunigst die Kartoffeln veräußert und für den Erlös ein schönes, buntblumiges Tuch erstanden. Den Überschuß gab sie dem Vater, der dafür den Sarg und zwei Liter Schnaps kaufte. Er taumelte allein hinter dem Leichenwagen her.

Dicht an der Kirchhofsmauer wurde die alte Kieczkulla begraben. —

Der Schmied trank noch drei Tage lang nach dem Begräbniß; er hatte ja jetzt keinen Auszug mehr unentgeltlich zu gewähren! . . .

Sagenhaftes aus Ratibors Vergangenheit.

Von

Professor Scharnweber, Breslau.

I.

Das Tartarenhaupt.

Um das Jahr 1300 regierte Fürst Przimko in Ratibor. Einst ein kriegslustiger und kriegserprobter Mann, hatte er unter dem Einflusse seiner Gemahlin, einer masovischen Fürstentochter, dem kriegerischen Treiben entsagt, und sein ganzes Leben war jetzt erfüllt von Werken christlicher Liebeshätigkeit und von den Bemühungen, sich durch den Bau von Kirchen, durch fromme Stiftungen und reichliche Spenden an die Klöster Gott wohlgefällig zu erweisen.

Allmächtig am Hofe war Zdislaw, ein Dominikaner, der Beichtvater der Fürstin Sofia, deren verdüsterten Sinn er vollständig beherrschte, zumal beide ein glühender Haß gegen die Deutschen verband, deren stetiges Vordringen sie mit wachsendem Ingrimm bemerkten.

Auch die älteste Tochter Przimkos Domicilla, eine mit allem Liebreiz der Jugend ausgestattete Jungfrau, konnte sich seinem Einflusse immer weniger entziehen, besonders da sie sich in zärtlicher Besorgnis um die leidende Mutter fast immer in deren Gemach aufhielt, welches den Tag über Zdislaw nur selten verließ. Gleich ihrem Vater suchte sie durch fromme Andachtsübungen des Höchsten Gnade zu gewinnen und verzichtete der Kranken zuliebe auf alle Freuden und Vergnügungen.

Hingegen Lesko, ihr Bruder, und ihre Schwester Anna scheuchten nach Möglichkeit den ersten Trübsinn, der auf allen Bewohnern des Schlosses lag, und teilten mit frischer Lebenslust die unschuldigen Tändeleien ihrer Altersgenossen. Auch als Lesko mannbar geworden war und unter der Leitung erfahrener Männer das Waffenhandwerk erlernt hatte, bewahrte er sein kindlich heiteres, lebensfrohes Gemüt.

Während Przimko seinen Regentenpflichten Genüge gethan zu haben glaubte, wenn er seine kirchlichen Verpflichtungen eifrig erfüllte, hatte sich über seinem Haupte eine Wetterwolke zusammengezogen, die ihn und sein Land zu vernichten drohte.

Sein Lehnsträger Paul Racka von Sedlnik, Herr von Tworkau und Krawarz, hatte wegen vermeintlicher Übergriffe Marecks von Dobritsch, eines Vasallen des Herzogs von Troppau, bei dem dortigen Hofgericht eine Beschwerde eingereicht, die indes als grundlos zurückgewiesen wurde. Darob erzürnt, hatte er mitten im Frieden das Dorf Biesgau eingeäschert und dessen Äcker verwüftet.

Wegen dieses Landfriedensbruches verlangte Nikolaus, der Lehnsherr des Geschädigten, Sühne und Ersatz und sandte, als diese verweigert wurde, den Absagebrief. Przimko rief nun seine Vasallen zu den Waffen und erbat sich die Hilfe mehrerer befreundeter Fürsten. Trotzdem seinem Befehle und seinen Bitten bereitwilligst entsprochen wurde, hatte der Gegner doch früher seine Rüstungen beendet; er fiel in die Ratiborer Lande ein, verheerte die Grenze und hatte bereits die Belagerung der festen Burg Krawarz begonnen, als ihm das Heer der Verbündeten unter Leskos Oberbefehl entgegenrückte.

Auf beiden Seiten wurde mit heldenmütiger Tapferkeit gekämpft, und lange schwankte der Sieg hin und her. Da machte Racka, der Urheber des Mordens, einen verwegenen Ausfall und wurde dabei von Lesko kräftig unterstützt. Doch beiden Männern brachte jene Tollkühnheit Unheil. Der Krawarzer Herr wurde von den erbitterten Feinden niedergemacht, den jungen

fürstensohn aber warf sein schon gewordener Hengst ab, und ohnmächtig wurde er aus dem Schlachtgetümmel hinweg getragen. Nun wandten sich auch seine Scharen zur Flucht, und somit schien das Schicksal des Tages entschieden.

Da eilte Egbert, der Braunschweiger Fürstensohn, ein Gastfreund von Przimko, und der Bürgermeister Gangolf Noske mit den Ratiborer Zünften herbei, brachte die fliehenden zum Stehen und hielt die Fortschritte des Feindes auf. Doch bald machte weiterem Blutvergießen die hereinbrechende Nacht ein Ende. Beide Heere bivouakierten auf dem Schlachtfelde.

Am nächsten Morgen überbrachte Egbert und der Falkenberger Herzog dem Herzog von Troppau Vorschläge zum Frieden, welche dieser bereitwillig annahm. Danach wurde das Geschlecht der Rakas seiner Lehen für verlustig erklärt und Przimko deren unmittelbarer Herrscher. Außerdem wurde voller Ersatz für die durch den Gefallenen verursachten Unbilden zugesagt. Ein fester Händedruck seitens der Heerführer vor versammeltem Kriegsvolk bestätigte ihre versöhnliche Gesinnung.

Hatte somit Nikolaus das erreicht, dessentwegen er die Waffen ergriffen hatte, so war andererseits der Ratiborer Fürst froh, daß er vor schlimmerem Unheil bewahrt geblieben, und er lud, den wiedergewonnenen Frieden zu feiern, die gesamten Heerführer zum festlichen Mahle.

Hier wurden naturgemäß alle Einzelheiten des denkwürdigen Tages eingehend besprochen. Rakas tollkühner Ausfall, der die ungünstige Wendung des Kampfes herbeigeführt, fand einmütige Verurteilung; hingegen wurde Egberts Tapferkeit und Umsicht gebührend hervorgehoben.

Przimko erhob sich und dankte gerührt seinem Gastfreunde, daß dieser durch seinen Heldenmut ihn und sein Land gerettet habe; er bedaure nur, seine Dankbarkeit nicht anders, als mit Worten bezeugen zu können.

Da unterbrach ihn sein Sohn:

„Das könnt Ihr, lieber Vater. Wollet Ihr durch die That Eure Erkenntlichkeit beweisen, so gebet ihm Domicillas Hand. Schon längst weiß ich, daß er sehnlichst danach trachtet, sie zu besitzen, und daß auch sie ihm hold ist, dafür möchte ich Bürgschaft leisten!“

Der erstaunte Fürst blickte seinen Gast fragend an.

Dieser gestand darauf den mächtigen Eindruck, den der Jungfrau Liebreiz und ihr zarter, edler Sinn auf ihn gemacht hätten, sowie, daß er nur ihretwegen den wiederholten Aufforderungen seines Vaters, in die Heimat zurückzukehren, nicht entsprochen, daß er aber gleichwohl nie den Mut gehabt habe, ihr seine Gefühle zu offenbaren.

„Wollt Ihr aber, gütiger Herr“, so schloß er, „meine Euch geleisteten geringen Verdienste belohnen — belohnen, was sage ich? — wollt Ihr

mich für ewig zu Eurem Schuldner machen, so gebet mir Eure holdselige Tochter zum Weibe!"

Freudig versprach der glückliche Vater die Gewährung der Bitte, unter der Voraussetzung, daß, woran er nicht zweifle, auch seine Gemahlin und Domicilla damit einverstanden seien, und schloß den frohbewegten Jüngling an sein Herz.

Von allen Seiten wurde nun der junge Fürstensohn beglückwünscht, Lesko aber verließ unbemerkt die Tafel, um zu seiner Mutter zu eilen und ihre Einwilligung zu holen. Daß dann seine Schwester nicht „Nein“ sagen würde, hielt er für gewiß.

Die Fürstin war gerade mit ihrem Beichtvater in ein erbauliches Gespräch vertieft, und ihre beiden Töchter waren mit Handarbeiten beschäftigt, als Lesko eintrat und, ohne des Fremden Gegenwart zu beachten, das günstige Ergebnis seiner Brautwerbung für seinen Freund berichtete.

Die Wirkung seiner Worte auf die Anwesenden war verschieden. Zdislaw zog sich, scheinbar völlig teilnahmslos, in den Hintergrund des Zimmers zurück und betrachtete mit großem Interesse eine bildliche Darstellung aus dem Leben der heil. Helena. Anna jubelte und umarmte stürmisch ihre Schwester, welche tief errötete und ihr Auge senkte, ihre Mutter aber verharrte in düsterem Schweigen. Doch ihr harter, abweisender Blick ließ nichts Gutes ahnen.

„Niemals“, sagte sie endlich mit eisiger Kälte, „wird Domicilla einem Gatten angehören. Schon in ihrer frühesten Kindheit habe ich sie dem Dienste der hochgebenedeiten Jungfrau zu weihen gelobt!“

Die schmerzlichste Überraschung malte sich in den Mienen Leskos und Annas, wengleich die Ehrfurcht vor der Mutter sie schweigen ließ. Domicilla aber ging leise weinend hinaus.

„Vernehmet“, fuhr jene mit milderer Stimme fort, „was mich dazu bestimmte. Es ist Euch sicherlich bekannt, daß vor mehr als fünfzig Jahren Ratibor einen furchtbaren Ansturm der Tartaren unter dem schrecklichen Tinfu zu bestehen hatte. Herzog Mesko hatte, der Übermacht weichend, schon vorher mit seinen Kriegern das Schloß verlassen, um seine Streitkräfte mit dem Kreuzheere des Herzogs Heinrich von Liegnitz zu vereinen. Nur 200 Tapfere hatte er unter dem Befehle des Schloßvogtes Bartek Lasata zurückgelassen. Die Mongolen äscherten die Stadt ein, deren Bewohner rechtzeitig geflohen waren; sodann begannen sie die Erstürmung der Veste. Hierbei wurde ihr Anführer tödlich verwundet, und da die Reihen der Belagerer bereits bedenklich gelichtet waren, gaben sie ihr Vorhaben auf und flohen in kopfloser Hast mit Zurücklassung der Toten und schwer Verwundeten. Diese wurden ihrem Schicksal überlassen, und jene blieben

unbeerdigt zum Mahle für die Wölfe liegen, wo sie der Tod ereilt hatte. Des Häuptlings Haupt aber befahl der Schloßvogt vom Rumpfe zu trennen und über dem Schloßthore zu befestigen. Der Herzog ließ es nach seiner Rückkehr indes in eine Außenblende der Schloßkapelle einmauern und zur Erinnerung an die überstandene Gefahr dessen Abbild draußen an der Mauer anbringen, wo Ihr es gewiß schon bemerkt habt. Heut gerät niemand darüber mehr in Entsetzen, zumal die Farben verblaßt sind und es dem oberflächlichen Blick kaum noch kenntlich ist; als ich aber hier einzog, waren einige vom Gesinde noch am Leben, die den Tartarenkopf über dem Thore gesehen hatten und von den Schrecknissen der damaligen Zeit zu erzählen wußten. Keiner von den Leuten ging damals an dem Bilde vorüber, ohne ein Ave zu beten; denn, wie sie behaupteten, hatte es oft sichere Zeichen von einem bevorstehenden schlimmen Ereignis gegeben.

Ich verlachte diesen Aberglauben; denn selbst bei näherem Betrachten konnte ich nichts Übernatürliches an der Malerei wahrnehmen. Als ich aber den Tag vor Domicillens Geburt die Kapelle betreten wollte, sah ich deutlich, wie sich die Mauer der Blende aufthat und das rumpflose Haupt vor meine Füße rollte. Vor Entsetzen meiner Sinne kaum mächtig, eilte ich in das Heiligtum und gelobte, das Kind, dessen ich genesen würde, dem Dienst der heiligen Gottesmutter zu weihen. Dies Gelübde beruhigte und stärkte mich, und unangefochten kehrte ich in mein Gemach zurück. Am nächsten Tage ward Domicilla geboren.

„So seht Ihr, ein stärkerer Wille, als der meinige, hat entschieden; uns aber gebührt es, in Demut zu gehorchen!“

Mit gehobener Stimme hatte die Fürstin die letzten Worte gesprochen; dann sank sie, erschöpft von der langen Rede, in die Polster des Stuhles zurück und schloß die Augen. Lesko aber verließ, tief erschüttert, das Gemach.

Nach Beendigung des Gastmahls suchte Przimko seine Gattin auf und setzte sie ebenfalls von der von ihm bereits genehmigten Verlobung ihrer Tochter in Kenntnis; allein, obgleich er auf seine Verpflichtungen dem Gastfreunde gegenüber und auf die Vorteile einer näheren Verlobung mit dem Braunschweiger Fürstenhause hinwies, begegnete er demselben hartnäckigen Widerstand, wie sein Sohn. Zu seinem Leidwesen sah er sich mithin in die traurige Notwendigkeit versetzt, Egbert von der veränderten Sachlage zu unterrichten und ihn auf die Zukunft zu vertrösten.

Domicilla, in deren Herz die Liebe ihren siegreichen Einzug gehalten, litt ganz besonders unter dem Starrsinn ihrer Mutter; doch war sie dermaßen gewöhnt, ihr blindlings zu gehorchen, daß sie von jetzt ab alle Annäherungsversuche des geliebten Mannes standhaft zurückwies und ihm in jeder Weise auswich.

Dieser gab endlich sein nutzloses Werben auf und verließ blutenden Herzens den Hof, um nie mehr zurückzukehren.

Was bestimmte wohl die Fürstin, den lebhaften Wünschen der Ihrigen so zähen Widerstand entgegen zu setzen? Geschah es einzig des gethanen Gelübdes halber? Sicher hatte dies einen großen Anteil an ihren Entschlüssen, zumal sie fortdauernd von ihrem Beichtvater an dessen Heiligkeit gemahnt wurde; doch noch etwas anderes kam hinzu, weshalb sie ihrer Tochter Eintritt in das Kloster herbeisehnte, nämlich die Hoffnung, durch deren Aufopferung eine alte Schuld zu sühnen.

Bis zu ihrer Vermählung war ihr ständiger Aufenthalt das masurische Schloß Plozß gewesen; von hier aus regierte ihre staatskluge Mutter Agapeta das durch vielfache Parteiungen zerklüftete und durch zahlreiche Feinde bedrohte Land, zu dessen Schutz sie die deutschen Ordensritter herbeigerufen hatte, die eine ständige Besatzung in die Burg legten. Fürst Konrad behagte das schwelgerische Leben am Krakauer Hofe mehr. Mit Regierungssorgen überhäuft, fand die Fürstin wenig Zeit, sich um die Erziehung ihres Kindes zu bekümmern. Diese war einigen ungebildeten Personen in dienender Stellung und fanatischen Hofgeistlichen anvertraut.

In solcher Umgebung war sie zu einer stattlichen Jungfrau herangewachsen, als in einer stürmischen Winternacht das Schloß von einer litthauischen Streitmacht angegriffen wurde. Zwar gelang es der Tapferkeit der Ordensritter, den Sturm abzuwehren und die Feinde zum Rückzuge zu zwingen, aber, als sie sich zur Flucht wandten, schleuderten sie noch Brandfackeln auf das Strohdach eines der Nebengebäude; vom Sturme wurden Funken auch auf die benachbarten Dächer getrieben und in kurzer Zeit war die ganze Umgebung der Veste ein einziges Feuermeer.

Sofia beobachtete von einem Fenster ihres Gemaches das grausig schöne Schauspiel; da erblickte sie unten zu ihren Füßen einen Knappen, der sich bei dem Versuche, den Brand zu löschen, zu weit vorgewagt hatte und nun hilflos den Flammentod vor Augen sah. Zu schwach, nach Hilfe zu rufen, streckte er flehend die Hände empor; seine Mienen waren verzerrt von schrecklicher Todesangst.

Leicht konnte die Fürstentochter den Gefährdeten retten; ein Hilferuf in den Hofraum hätte genügt. Allein sie wandte sich ab — es war ja ein Fremder — und überließ den Elenden seinem Schicksal.

Doch seit dieser Zeit hatte sie keine frohe Stunde mehr; entsetzlich waren die Qualen ihres zu spät erwachten Gewissens, und vergebens suchte sie, es durch ein weltfremdes, asketisches Leben zur Ruhe zu bringen. Jetzt, nach fast dreißig Jahren der Buße, fühlte sie ihr Ende nahe. Aber, ehe sie starb, wollte sie noch ihre Tochter als Christi Braut sehen und mit

dem Bewußtsein, dies fromme Werk vollbracht zu haben, vor Gottes Richterstuhl zu treten.

Indes auch dieser Trost war ihr nicht beschieden. Zu furchtbar hatte sie unter den Aufregungen der letzten Tage gelitten, besonders da sie fühlte, daß alle ihre Kinder und selbst ihr Gemahl sie nicht verstanden. Kaum war ein Monat nach den oben erzählten Ereignissen verstrichen, da hauchte sie in den Armen ihres Gatten, ihre Töchter an ihrer Seite knieend, ihr Leben aus.

Lesko hatte sich in dringenden Geschäften auf einige Stunden aus dem Schlosse entfernt. Als er bei seiner Rückkunft die unvermutete Kunde von der plötzlichen Verschlimmerung im Leiden der Kranken vernahm, eilte er mit beflügelten Schritten zu ihr und wählte den näheren Weg an der Kapelle vorbei. Da hemmt eine seltsame Erscheinung seinen Lauf.

Ein mongolischer Krieger hält dem jungen Manne die breite Eisen spitze seiner Lanze entgegen. Dieser zückt sein Schwert und dringt auf den Angreifer ein. Jedoch ehe er noch zum Streiche ausholen kann, trennt sich des Tartaren Haupt vom Körper und fällt dem Entsetzten vor die Füße.

Trotz seines Schreckens setzte er eiligst seinen Weg fort; doch als er der Mutter Zimmer erreichte, weilte diese bereits nicht mehr unter den Lebenden.

Diese grausame Enttäuschung, der eben ausgestandene Schreck, sowie endlich die noch nicht überwundenen schädlichen Folgen seines Sturzes vom Pferde — dem allen konnte selbst die starke Natur des Jünglings nicht widerstehen. Bald nach der feierlichen Bestattung der Fürstin fiel er in ein hitziges Nervenfieber und rang Wochen lang mit dem Tode.

Przimko erblickte in der Reihe schwerer Heimsuchungen, die ihn und sein Haus getroffen, die Strafe des Himmels dafür, daß er dem frommen Wunsch seiner heimgegangenen Gemahlin widerstanden hatte, und drang nun seinerseits in seine Tochter, das von jener gethane Gelübde zu erfüllen.

Domicilla, deren spät erwachte Lebensfreude mit ihrem kurzen Liebes- traume erloschen war, weigerte sich nicht. Im Gegenteil, schon früher ernst und erbaulichen Gedanken hingegeben, sehnte sie sich, fern von den Kämpfen des Lebens, nach der friedlichen Stille des Klosters. So trat sie in den Frauenorden der Dominikaner ein, dem ihr Vater in Ratibor auf dem bei der heil. Geistkirche gelegenen freien Platze ein stattliches Heim baute, und den er mit zahlreichen Privilegien und wichtigen Freiheiten ausstattete. Hier, in der einsamen Zelle, vollbrachte die Jungfrau ihre fernere Lebenszeit und gewann allmählich unter frommen Andachtsübungen und in der Hoffnung auf ein besseres Jenseits das gestörte Gleichgewicht ihrer Seele wieder.

Schwerer hatte Egbert zu leiden. Nach seinem Scheiden aus Ratibor suchte er in der Heimat im Kreise seiner Lieben Trost und Vergessen. Zu

gewaltig war sein Schmerz über die entschwundene Braut, zu qualvoll seine Erinnerungen. Alle Bemühungen seiner Eltern und Geschwister, durch verdoppelte Liebe ihn an sich zu ziehen und der Welt zurückzugeben, waren fruchtlos. Immer dichtere Schatten zogen die Wolken des Trübsinns um seine Seele, immer finsterner wurde die Annachtung seines Geistes. Ohne Aufsicht verließ er nie mehr das Schloß seiner Väter.

Doch einst glaubt er, draußen vor dem Thore seine verlorene Braut zu erblicken, wie sie ihn zärtlich zu sich winkt. Es gelingt ihm, des Abends seinen Wärtern zu entrinnen; unbemerkt gewinnt er das freie und geht, nur in leichter Kleidung, bei eifriger Winterkälte der Erscheinung nach, die, leicht über dem Boden schwebend, ihm nachzufolgen bedeutet. Schließlich verlassen ihn die Kräfte und zum Tode ermattet sinkt er nieder.

Am nächsten Morgen wurde sein erstarrter Leichnam gefunden.

Anna endlich, die jüngere Tochter Przimkos, entwickelte sich zu einer liebreizenden Jungfrau, und ihren frohen Lebensmut konnten selbst die herben Prüfungen während ihrer frühen Jugend nicht trüben. Sie wurde später die Gemahlin von Nikolaus II, dem Herzog von Troppau.

Bücherbesprechungen.

**Festschrift zur 50 jährigen Jubelfeier der katholischen St. Barbara-Pfarr-
gemeinde in Königshütte O.-S.** Von Dr. Johannes P. Chrzaszcz, Pfarrer
in Peiskretscham. Der Reinertrag ist für die neue Friedhofskapelle bestimmt. Königs-
hütte O.-S. 1902. 80 S. und 17 Abbildungen.

Dr. Chrzaszcz, den die Leser unsrer Zeitschrift als Forscher auf dem Gebiete der
oberschlesischen Lokalgeschichte aus einigen Aufsätzen bereits kennen gelernt haben, giebt
in der oben benannten Schrift, auf Grund genauer Kenntnis der einschlägigen Litteratur,
eines Studiums der Aktenstücke im Pfarrarchiv zu Königshütte wie auch eigener Erlebnisse,
eine kurze Geschichte der Stadt Königshütte und des Terrains, auf dem dieselbe entstanden
ist, und eine ausführliche Geschichte der katholischen St. Barbara-Gemeinde in Königs-
hütte. Für letztere sind vom Verfasser auch die handschriftlichen Chroniken des Pfarrer
Deloch und seines Nachfolgers Lukaszcyk benutzt worden. Das Büchlein ist in beiden
Teilen recht anziehend geschrieben und ist daher nicht bloß gründlich und zuverlässig,
sondern auch interessant. Die Lokalgeschichte erhält durch die genannte Schrift eine
dankewürdige Bereicherung, die Seelsorger und Lehrer anderer Gegenden, die ja gewisser-
maßen die berufenen Chronisten ihrer Gemeinden sind, ein musterhaftes Vorbild. Z.

**Silesiaca in der Reichsgräflich Schaffgotsch'schen Majoratsbibliothek zu
Warmbrunn.** Zusammengestellt von Heinrich Nentwig. 1. und 2. (Schluß-)
Heft. Leipzig 1900/2. In Kommission bei O. Harrasowitz. XI u. 576 S.

Der 5298 Nummern umfassende Katalog der schlesischen Abteilung der Schaffgotsch-
schen Bibliothek zu Warmbrunn ist in seiner Anlage in der Hauptsache dem System an-
gepaßt, welches Prof. Dr. Josef Partsch in seiner „Litteratur der Landes- und Volkskunde
der Provinz Schlesien“ gewählt hat. Der Aufnahme der Titel dagegen hat der Heraus-
geber die am 10. Mai 1899 seitens des Ministers der geistlichen u. Angelegenheiten ge-
nehmigte Instruktion für die alphabetischen Kataloge der preussischen Bibliotheken und
für den preussischen Gesamtkatalog zu Grunde gelegt.

Heft I bringt in erster Reihe Bibliographie, Gelehrtengegeschichte, Bibliotheken u.;
dann Vereins- und Zeitschriften; Sammelwerke; dann die zur Landes- und Volks-
beschreibung gehörige Litteratur; Berg- und Hüttenwesen; Industrie und Handel u.
Heft II behandelt zunächst die Quellenkunde und die Hilfswissenschaften der schlesischen
Geschichte, die Fürsten- und Familiengeschichte und Biographien. Es folgen die Dar-
stellungen einzelner Geschichtesepochen und Ereignisse. Reichhaltig gestaltet sich das folgende
Verzeichnis der Ortsgeschichten, die in alphabetischer Reihenfolge der Kreise aufgeführt
werden. Es ist natürlich, daß hier Niederschlesien und die Provinzialhauptstadt Breslau
besonders gut vertreten sind, aber es ist anzuerkennen, in welchem Maße auch Ober-
schlesien berücksichtigt worden ist. Es folgt sodann die sehr zahlreiche kirchengeschichtliche
Litteratur und endlich Schulwesen, Kunst, Rechtspflege und Verwaltung und Gesundheits-
verhältnisse. Dem Katalog ist ein vorzügliches Orts- und Personenregister, das 50 Seiten
umfaßt, beigelegt.

In einem Nachwort erzählt der Herausgeber des Katalogs die nicht uninteressante Geschichte der Bibliothek, aus der zu ersehen ist, daß letztere wie alles in der Welt ihre guten und bösen Zeiten gehabt hat, je nachdem die Besitzer mehr oder weniger Muße und Mittel für sie übrig hatten oder in der Wahl ihrer Bibliothekare glücklich gewesen sind. Die Munificenz, mit der das Gräfl. Schaffgotsch'sche Geschlecht diese für die Provinz Schlesien so bedeutsame Bücherei begründet, in Stand gehalten und gefördert hat, verdient Anerkennung und Nachahmung; daß die große Bücherammlung ihren richtigen Ordner und Verwalter gefunden hat, beweist der gediegene und mit großem Fleiß zusammengestellte Katalog.

Z.

Chronik.

1. **Oktober.** Laut Zeitungsberichten hat der Oberpräsident von Schlesien zur Unterhaltung der Volksbibliotheken in Tarnowitz, Radzionkau und Mikulstschütz je 500, zu der in Neudeck 150 Mark als Beihilfe bewilligt.
Der neue Landgerichtspräsident Lindenbergl in Ratibor übernimmt seine Dienstgeschäfte.
4. **Oktober.** Der „Oberschlesische Anzeiger“ begeht in festlicher Weise die 100jährige Jubelfeier seines Bestehens.
5. **Oktober.** Einweihung der neuerbauten evangelischen Kirche in Antonienhütte, Kreis Kattowitz.
Feierliche Eröffnung des neuerbauten städtischen Alters- und Siedenheims in Gleiwitz. Der Bau ist nach dem Plan des Stadtbaurats Kelm durch Baumeister Gaerte ausgeführt worden.
6. **Oktober.** Der Kultusminister hat nach mehrfachen Unterhandlungen dem russischen Kultusministerium auf dessen Ersuchen gestattet, einen seiner Schulbeamten nach Oberschlesien zu entsenden, um hier die Verhältnisse der Volksschulen kennen zu lernen und sich insbesondere die Methode anzueignen, nach welcher die Jugend in einer ihr fremden Sprache unterwiesen werden kann. Der Schuldirektor Ivan Davis aus Dorpat ist, der „Kattow. Stg.“ zufolge, nach Oberschlesien entsandt worden, und wird unter Leitung des Kreisinspektors Rzesnitzeff die Schulen des Kreises Pleß besuchen und dem Schulbetriebe beiwohnen.
7. **Oktober.** Der neue Landrat des Kreises Zabrze, Dr. Siller aus Kassel, übernimmt die Verwaltung des Landratsamtes.
8. **Oktober.** 150jährige Jubelfeier des Königl. Gymnasiums zu Leobschütz.
9. **Oktober.** Die Stadtverordnetenversammlung in Kreuzburg wählte ihren bisherigen Bürgermeister Steinke auf eine fernere Amtsdauer von 12 Jahren.
11. **Oktober.** Eine an diesem Tage in Oppeln abgehaltene konstituierende Versammlung, an welcher Vertreter der Regierung, des Magistrats, sowie derjenigen Vereine teilnahmen, die durch jährliche Beiträge oder Zuwendungen ein besonderes Interesse dafür bekunden, beschließt die Gründung einer Volksbibliothek in Oppeln. Von der Regierung ist ein Beitrag von 1000 Mark, von den beteiligten Vereinen zusammen 255 Mark zugesichert worden. Für Hergabe der erforderlichen Räume will die Stadt sorgen. Mit der Bibliothek soll ein Lesezimmer verbunden werden. An 53 Orten des Regierungsbezirks bestehen bereits Volksbibliotheken.

11. und 12. **Oktober.** Die katholische St. Barbara-Gemeinde in Königshütte feiert das 50jährige Jubiläum ihres Bestehens. Kardinal Fürstbischoff Kopp ist bei der Feier anwesend.
13. **Oktober.** Abnahme der neu erbauten Gasanstalt in Pleß.
14. **Oktober.** Bürgermeister Priemer in Heiligenstadt (Eichsfeld), früher in Grottkau, wird zum Bürgermeister in Leobschütz gewählt.
15. **Oktober.** In dem mit der Preussischen Staatsregierung abgeschlossenen Verträge vom 19./26. Juli, 5. September 1902 hat der gegenwärtige Inhaber des Bergregals der Herrschaft Myslowitz-Kattowitz, Graf Franz Hubert von Tiele-Winkler auf Moschen, Kreis Neustadt O.S., für sich und seine Rechtsnachfolger im Besitze der Herrschaft Myslowitz und des Rittergutes Kattowitz der Königlichen Staatsregierung gegenüber vom 15. Oktober 1902 ab auf die fernere Wahrnehmung derjenigen Geschäfte verzichtet, welche die Begründung (unmittelbare Erwerbung und Erhaltung) des Bergwerkseigentums zum Gegenstande haben und seither von der herrschaftlich Myslowitz-Kattowitzer Bergwerksdirektion zu Kattowitz verwaltet worden sind. Graf von Tiele-Winkler hat sich insbesondere damit einverstanden erklärt, daß die Annahme von Mutungen und von Anträgen auf Feldesumwandlung, sowie die Bearbeitung und Erledigung der Mutungs- und Verleihungsangelegenheiten einschließlich des Verfahrens bei Konsolidationen, Feldesteilungen und beim Austausch von Feldesteilen zwischen angrenzenden Bergwerken auch im Bergregalbezirk Myslowitz-Kattowitz fortan durch die zuständigen Bergbehörden des Staates stattfinden. Dagegen hat Graf von Tiele-Winkler sich und seinen Rechtsnachfolgern im Besitze der Herrschaft Myslowitz und des Rittergutes Kattowitz das Recht zur Erhebung und Einziehung, insbesondere auch zur zwangsweisen Beitreibung der dem Regalbesitzer zustehenden Berggewerksabgaben (Realabgaben) auch fernerhin ausdrücklich vorbehalten.
16. **Oktober.** Das Königliche Gymnasium in Königshütte begeht sein 25jähriges Jubiläum.
18. **Oktober.** In Gegenwart des Kronprinzen werden in Myslowitz die Denkmäler der beiden ersten Kaiser enthüllt.
- 18.—20. **Oktober.** Der Kronprinz weist als Gast des Fürsten von Pleß auf Schloß Pleß.
20. **Oktober.** In Gleiwitz findet im Theater die erste Volksvorstellung statt. Das etwa 1100 Personen fassende Viktoria-Theater war bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Eintrittskarten zum Preise von 10, 20 und 30 Pfg. waren schon mehrere Tage vorher in den Vereinen und Werken vergriffen. Gespielt wurde „Wilhelm Tell“.